Weihe zum Spielberg.

Aufenthalt des nachmaligen **östreichischen Staatsgefangenen *Andryane*** in Genf. Verkehr mit den italienischen Flüchtlingen und Geschwornen,

und

seine Aufnahme

in die

revolutionäre Propaganda.

Vorläufer zu den „Geheimnissen des Spielbergs."

Erster Band.

Leipzig, 1840.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Capitel.

Aus Briefen an meine Schwester.

Ich fange an, die Vergangenheit zu bedauern. — Erster Wunsch nach wissentschaflicher Beschäftigung. — Meine Abreise nach dem Süden. — Ankunft in Lyon.

Schloß l'Etourville, den 20. Nov. 1819.

Du fürchtest, liebe Schwester, ich möchte Langeweile bekommen und ungeduldig werden, wenn ich mich, wie der Fall ist, seit einem Monate in einem Schlosse von Beauce allein befinde, ohne andre Zerstreuung, als die Jagd nnd die Gesellschaft des Verwalters und der Pächter, während schon zu Paris die Winterfreuden beginnen. — Du zitterst, daß ich meiner Einsamkeit bald müde, sie verlassen möchte, um mich auf's Neue in den Strudel der Welt zu stürzen, um ihre falschen Freuden, ihren Rausch ihre Schmerze und Gefahren wieder zu finden. —

Es wäre Dir lieb, wenn ich mehr Geschmack an der Jagd fände, damit körperliche Anstrengungen die Phantasie zügelten. — Du sendest mir wissenschaftliche Bücher und ermahnest mich, sie zu lesen. — Soll ich Dir sagen, daß ich es nicht wage, aus Furcht, mich zu unwissend zu finden? — Schelte mich nicht, liebe Schwester; hoffentlich werde ich den Muth dazu bekommen, und ich verspreche Dir, diese Bücher zu lesen. Wie übrigens diese ewigen Tage hinbringen, hauptsächlich wenn's regnet, man nicht ausgehen kann und mir der gute Verwalter fehlt, um Abends eine Partie Piquet um 2 Sou die Marke oder ein Ecarté um fünf Sou zu spielen? — Welcher Kontrast, nicht wahr, für den, welcher toll genug war, in den Pariser Salons Hände voll Gold zu riskiren?

Mein Gott! was für ein Leben führte ich, und wie kommt's, daß ich's noch manchmal bedaure? — Gestern, auf der Jagd, dachte ich nur an diese so schnell aufgegebenen Vergnügungen. — Eine große Schwäche, wie ich gestehn muß; aber sei ruhig, ich werde der Versuchung nicht unterliegen.

Den 25. November 1819.

Ich habe Dir gefolgt, Schwester; gestern, an einem trüben Regentage, nahm ich ein Buch zur Hand. — Es war ein Werk von Frau von Staël, meiner Lieblingsschriftstellerin, dessen beredter Inhalt mir ganz neu vor kam. — Ein Frauenzimmer hat das gedacht und geschrieben, und ich habe kaum hinlänglich Kraft des Herzens und Geistes, um es zu empfinden und zu begreifen! — Ewig verdammt seien die Tage meiner jugendlichen Verirrungen!

Die Zeit verging mir unglaublich schnell; um Mitternacht las ich noch; künftig jage ich nicht mehr. — Die außerordentliche Frau sagt, daß wissenschaftliche Beschäftigung allein von Leidenschaften und Ausschweifungen zu heilen vermöchte. — Daß der Mensch uur durch Intelligenz groß sei. — O! wie erröthete ich darüber, liebe Schwester, wie erröthete ich, verstehst Du wohl? Denn ich fühlte bitter, daß ich zu nichts gut in der Welt sei, — zu nichts als wie eine unnütze Hummel den von den Bienen gesammelten Honig zu verzehren.

Welches Geständniß für meine Eigenliebe! Aufgeregt legte ich das Buch hin und ging mit großen Schritten auf und ab, dann plötzlich vor einem Spie-

gel stehen bleibend, rief ich: „Das ist alles, worauf ich bis jetzt so eitel war, mein Aeußres und meine Reichthümer." — Wie demüthigte mich das! — So viele Andre in meinem Alter haben sich schon einen Namen gemacht; indeß soll alles wieder gut gemacht werden und ich will studiren. — Du wirst in Paris in meinen Zimmer meine lateinischen Autoren und übrigen mathematischen Bücher finden; sende sie mir und vergiß auch meinen Rousseau nicht. In seinem vierzigsten Jahre ließ er die Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen erscheinen; ich bin erst einundzwanzig — wer weiß, ob mein Name nicht aus seiner Dunkelheit getreten ist, wenn ich gleiches Alter habe?

Den 30. November 1819.

Wie sehr ermuthigst Du mich, liebe Schwester! Du freust Dich, Liebe, über meinen Geschmack an der Lectüre, über meine klugen Vorsätze und meine Rückkehr in mich selbst, fürchtest aber doch, dies Alles möchte nur eine Eingebung des Augenblicks, ein Enthusiasmus von zwanzig Jahren sein, den die Einsamkeit erzeugt, und der mit ihr wieder verschwinden könne. — Du fürchtest die Beweglichkeit meines

Wesens, traust diesem ersten Entschluß nicht, dieser Rückkehr zn einem würdigern bessern Leben und würdest allen Muth verlieren, wenn ich nach Paris zurückkehrte. — Wohlan denn, so werde ich nicht wieder nach jenem verhängnißvollen und gefährlichen Paris kommen, sondern in einer Provinzialstadt meine Erziehung von Neuen beginnen und meinen Charakter stählen; ich liebe die Extreme. — Die Scham über das; was ich war, und der feste Entschluß zu dem, was ich werden will, werden mir Kraft geben, dies auszuführen; es gibt nichts, dessen ich mich nicht fähig fühlte, um aus dieser intellectuellen Nichtigkeit, worin ich so lange seufzte, zu kommen.

Den 10. December 1819.

Du billigst meinen Entschluß liebe Schwester, den Du mir selbst zu geben, nicht gewagt hättest, allein weil ich selbst darauf gekommen bin, sagst Du mir, daß, Deiner Meinung nach meine ganze Zukunft davon abhinge. — Gott sei Dank! Diesen von Dir sanctionirten Entschluß betrachte ich als eine Eingebung des Himmels.

Ich fahre fort zu lesen, zu analysiren und zu schreiben — mein Geist scheint sich zu öffnen und

ein andres Leben zu beginnen — es ist eine niegekannte Wonne! Frau von Staël sagte es wohl. — Ach! Welche Frau! Wie groß ist sie in ihrer Corinna!

Glaubst Du wohl, daß ich vorgestern, in das erhabne Werk vertieft, mir kaum Zeit nahm, zu frühstücken, als der Jäger mit seinen Hunden kam.

„Es ist ein Reh im Holze," sagte er.

„Lassen wir das auf norgen," gab ich zur Antwort."

„Da wird's fort sein."

„So kommt ein andres." — Der Mann sah mich betroffen an.

„Sind Sie krank?"

„Nein"

„Sie sind aber seit drei Tagen nicht ausgegangen und das Wetter ist so schön, meine Hunde sind so im Zeuge, das es eine Freude sein würde," — und sie begannen zu heulen, daß mir der Kopf summte.

„Geht zum Teufel!" rief ich, „und laßt mich in Frieden —" und der Jäger mit seinen Hunden machte daß er fortkam.

Was sagst Du, liebe Schwester? — Lächle nicht

mit einer Art Mitleid, wenn ich hinzufüge, daß ich eine wahre Selbstzufriedenheit nach diesem Opfer fühlte. — Ein Reh! — Vierzehn Tage früher würde ich nicht allein das Buch, sondern Frau von Staël selbst verlassen haben, um ihm nachzulaufen. Machte ich also nicht schon Fortschritte?

Soll ich Dir sagen, daß ich mich über meine Abreise freue und fortwährend daran denke? — Soll ich Dir auch gestehn, daß ich ohne Zweifel nach Deutschland oder England gereist wäre, hätte ich nicht meinen Vater zu betrüben gefürchtet, wenn ich mich aus Frankreich entfernte?

In welche Stadt und Provinz soll ich aber meine Schritte lenken? — Nach Norden? — Dort gäbe es nur Straßburg und ich liebe die Festungen nicht wo man wie in einem Gefängniß ist. — Südlich, z. B. nach Montpellier, wo ich einen schönen Himmel nnd eine Universität, also viel Hülfsmittel zum Studiren fände? — Ja, nach Montpellier. — Ich mache mir Vorwürfe über meine lustige Stimmung bei einem so ernsten Zweck. Vergieb sie mir; sie beruht auf einem mit sich selbst zufriedenen Herzen, wiewohl es sich noch schwach gegen den Gedanken fühlt, alle Gegenstände seiner Zuneigung zu verlas-

sen und vielleicht auf lange; denn ich fühle nur zu sehr, daß diese moralische und intellectuelle Wiedergeburt Zeit kosten wird, um jene leichtsinnigen und gefährlichen Verbindungen abzubrechen, und jene Genossen gefährlicher Vergnügungen und jene verführerischen Frauen zu vergessen, deren Bild sich mir so oft vergegenwärtigt. — Ja, ich muß mich entfernen — schnell entfernen, denn zögerte ich noch einige Wochen, so würde mir der Muth dazu fehlen. — Gepäck, Wagen, Paß, alles setze ich in Bereitschaft, sonst stände mein Entschluß auf dem Spiele.

Den 11. December 1819.

Alles ist für diesen Abend bereit; ein trauriges Gefühl bemächtigte sich meiner, und als ich die langen Alleen des Parcs hinunter ging, blieb ich bei jedem Schritt stehn, bald bei dem Bassin, wo ich so oft als Knabe spielte, bald bei den Taxus, hinter dem ich mich in kindischer Freude versteckte, um die mich suchten, zu äffen, und bei dem großen schönen Apfelbaume, dessen Früchte ich, zum großen Aerger des alten Gärtners, noch ganz grün aß. Der Himmel weiß, was für düstere Gedanken in mir aufstiegen; als aber der gute Greis auf mich

zu kam, um mir seinen Schmerz über meine Abreise ausdrücken, und alle Hunde die eben losgelassen worden, mich vor Freude springend und bellend umgaben, wie um mich aufzufordern, sie in den Wald zu führen, traten mir die Thränen in die Augen, und ich war so aufgeregt, als kehrt ich nie zurück.

Lyon, den 18. December 1819.

Ganz erschöpft kam ich hier an; wir waren drei Tage unterwegs, und die durchdringende Kälte, zwei Fuß Schnee und vierzehn Stunden Aufenthalt wegen der ausgetretenen Saône brachten Menschen und Pferde bald um. Endlich kamen wir Abends während eines dichten Nebels, nach Lyon; der Anblick der Stadt war traurig, zumal für mich armen Pilger, der nicht weiß wohin und auf wie lange er zieht! — Nicht etwa, als ob ich meinen Entschluß bereute liebe Schwester, oder darauf verzichten wollte, aber es gibt Augenblicke, wo alles, was man verlassen hat, uns so glänzend und anmuthig erscheint, daß wir es wieder Willen bedauern und ausrufen: „Mein Gott! Wozu diese Selbstverbannung?“

Fern sei jedoch von mir jeder Rückgedanke! die Zukunft muß ich betrachten; da giebts für mich Kennt=

nisse zu erwerben, Tugenden zu gewinnen, einen Namen zu erringen und meinem Vaterlande, meinem Frankreich treue Dienste zu leisten, — Oft wiederhole ich Deine Worte: „Gott wird Deinen Vorsatz segnen, der weise ist und Dir nützen wird, wenn nicht bloße Verstandesbildung, sondern hauptsächlich Veredlung des Herzens dein Zweck ist.“

Morgen reise ich nach Avignon, wo ich Briefe von Euch allen zu finden hoffe.

Zweites Kapitel.

Briefe an Herrn Ferdinand B...

Avignon. — Das Missionskreuz. — Vaucluse. — Beaucaire. — Die Farandole. — Alterthümer von Arles.

Avignon, im December 1819.

„Willkommen südliche Sonne und Provencalischer Himmel! rief ich. Der Lyoner Winter ist hier Frühling; auch nahm meine Einbildungskraft einen neuen Aufschwung, und die Zukunft erschien mir glän-

zend und rosig wie der mich umgebende Horizont. Meine Jugendkraft fühle ich hier doppelt.

Seit früh gehe ich in diesem Avignon mit seinem crenelirten Mauern, engen Straßen und hohen Häusern umher und kam bis zu der ehemaligen Behausung der Päpste; vor diesen weitläufigen Ruinen stehend, richtete ich in Gedanken die eingestürzten Mauern wieder auf und sah in den unermeßlichen Sälen den päbstlichen Hof in seiner Pracht; allein bei Erinnerung an die Zwietracht und die blutigen Kämpfe um die Tiare, wandte ich schmerzlich meinen Blick, um die wundervolle Aussicht zu genießen welche man von der Plateform hat. Majestätisch sieht man die Rhone in einem breiten, von einer unermeßlichen Bergkette begrenzten Thale sich hinschlängeln. Ein imposanter Anblick, eine erhabne Schönheit und nicht vergänglich, wie die hinfälligen Werke der Menschen. — Plötzlich wurde ich in meiner stillen Bewundrung durch die Gesänge einer langen Prozessin von Pilgern jedes Alters und Geschlechts unterbrochen, die sich zu dem hohen und reichgeschmückten Kreuze begaben, daß die Missionäre dem alten päbstlichen Pallast gegenüber aufgepflanzt hatten. Hier warfen sie sich nieder und ihre frommen Ge=

sänge hallten lange in den Gewölben des ungeheuren Gebäudes wieder.

Warum gaben doch die Missionen, bestimmt Eintracht und Frieden zu predigen, so oft das Signal zu den blutigsten Reactionen, und wie konnte die Religion, deren vornehmstes Gebot ist, Gott zu lieben von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst, so den gehässigen Leidenschaften der Menschen zum Vorwand dienen? — Weil immer und überall die heiligste Wahrheit und die gerechteste Sache, von der unwissenden Menge mißverstanden, in Mißbrauch ausarten, und ein dummer fanatischer Pöbel mordet und schreit: „Tödtet, tödtet!“ in Jesus Christus Namen, wie im Namen der Freiheit.

Ganz von den düstern Erinnerungen erfüllt, welche die am Horizonte auftauchenden Cevennen sowie die neuerliche Rache der Royalisten an den Bonapartisten und Protestanten in mir erregten, stieg ich in die Stadt hinab, wo jeder aus dem Volke mit seinen funkelnden Augen und falschem Blick mir einer der Mörder von 1815 zu sein schien, die noch jetzt in mehr wie einer Stadt des Süden frei umhergehen. Denkst Du Dir zu dem traurigen Eindruck, den diese unheilvollen Gesichter auf mich mach-

ten noch den viel unheimlichern hinzu, den ich bei der Nachricht empfand, ich wohne grade in dem Hôtel neben dem Zimmer, wo der unglückliche Marschall Brune so feig gemordet wurde, so wirst Du begreifen, lieber Freund, warum mir der Aufenthalt in Avignon zuwieder wurde. Auf der Stelle lief ich bei allen Lohnkutschern herum, bis mir endlich einer ein Karriol verschaffte, das mich zunächst nach Tarascon und dann nach Beaucaire bringen sollte, wo ich einige Tage bei dem Vater eines meiner ehemaligen Kriegskammeraden zu bleiben beabsichtigte.

Vaucluse. — „Soll ich Sie nach Vaucluse bringen?" fragte mich mein Kutscher mit gellender Stimme, seine mageren Rosse anhaltend. „Es kostet Ihnen nur einen halben Tag" — und er wartete meiner Antwort mit einer Miene, die zu sagen schien „Gehst Du nicht nach Vaucluse, guter Freund, so bist Du nur ein Geschäftsreisender," hinzufügend: „Alle, die zu ihrem Vergnügen reisen, unterlassen das nie."

Petrarca, Laura, Delille's Verse, die göttlichen Züge dieses so besungenen Mädchens, die Erinnerung an eine so beharrliche Liebe, alles dies kreuzte

sich in meinem Kopfe und machte mein Herz schlagen. „Es wäre eine Schande," dachte ich, „diesen so süß gefeierten Ort nicht zu besuchen" — und rief sofort mit einer Art Enthusiasmus: „Nach Vaucluse nach Vaucluse! Wir hatten aber keine tausend Schritt zurückgelegt, als ich zum großen Erstaunen meines tückischen Führers mit einem Crescendo von Willen rief: „Halt! umgekehrt; ich habe mich anders besonnen!" — „Unmöglich! Warum denn?" — Weil ichs will — frisch! eine halbe Wendung rechts und vorwärts."

„Phantast," murmelte der Kutscher; konnte ich ihm aber sagen, daß eine Regung von Eigenliebe mich nach Vaucluse zu fahren hinderte? — Nicht eher wollte ich männlich jene durch unsterbliche Poesien für immer denkwürdigen Orte besuchen, bis ich diese Dichtungen in ihrer Ursprache lesen und ihre Schönheiten bewundern könnte. Ja, ich will italienisch lernen und eines Tags nach Vaucluse zurückkehrend, dies freundliche Asil mit Recitation der schönsten Verse Petrarka's zu begrüßen.

Mit Hülfe der Peitsche und kräftiger Flüche sahen wir uns endlich in dem schönen und zugleich ge-

wöhnlich stillen aber zur Zeit der Tarasque (Messe) so geräuschvollen Tarascon. Hier fuhren wir auf einer Schiffbrücke, die Tarascon mit Beaucaire verbindet und von der man eine ziemlich schöne Aussicht genießt, über die Rhone. Am linken Ufer befindet sich ein Thurm, schwarz und düster, wie die tragischen Erinnerungen, welche ihn mehrmals mit Blut besudelten, und gegenüber, Beaucaire beherrschend, die Ruinen vom Schlosse jenes Montmorency, der so feig von Gaston, dem Bruder Ludwig XIII. verlassen wurde, und mit seinem Kopfe seine Empörung gegen Richelieu büßte; am Fuß dieser Ruinen ist die Promenade von Beaucaire, wo der berühmte Markt längs der Rhone gehalten wird, deren reißender und majestätischer Lauf damals die Strahlen einer glänzenden Sonne zurückwarf. Verbindest du mit dieser Schilderung das angenehme Kauderwelsch des Landesdialekts, so wirst Du begreiflich finden, daß ich vollkommen für Beaucaire eingenommen war. Der Empfang bei meines Freundes Vater trug übrigens nicht wenig dazu bei bei, mir meine Ausflucht befriedigend und angenehm zu machen.

Den 10. Januar 1820.

Welch glückliches Leben führen die Bewohner von Beaucaire! Essen, Rauchen, an schönen Morgen am Ufer der Rhone spazierengehen, Mittags eine Tour nach der Bastide, wie man hier einen Landsitz heißt, und den übrigen Tag Pharo; die Männer und Weiber für sich, sind ihre Beschäftigungen. Eine allerliebste Existenz, eine süße Monotonie, die nur durch den Streit der weißen und blauen unterbrochen wird, welche immer bereit sind sich bei der geringsten Veranlassung die Hälse zu brechen.

Mit meinem Wirth, einem verständigen und gemüthlichen Manne, sprach ich lange über meinen Studienplan, den er sehr billigt, mir aber rieth, nicht nach Montpellier, sondern nach Genf zu gehen, wo es unendliche Hülfsmittel zur Geistesbildung gäbe, während ich in der zweiten Stadt Languedoc's nur Zerstreuungen und Unwissenheit finden würde.

Seine Bemerkungen und sein Rath schienen mir so klug, daß ich mich unwiederruflich für Genf entschied, wo ich nach dem würd'gen Herrn von L. im Mittelpunkt der Aufklärung und von Beispielen sein würde, die am meisten im Stande wären, mich in meinen guten Vorsätzen zu bestärken.

Den 15. Januar 1820.

Weißt Du, was eine Farandole ist? — Nein, so höre also. Nach einem reichlichen und ewigen Mahle, dem ich vor zwei Tagen auf dem Stadthause beiwohnte, und wobei es nicht an Libationen, Toasten und Liedern zu Ehren der Bourbons und der Tapfern des Herzogs von Angoulême fehlte, verließen die Gäste, über Hundert an der Zahl, den Saal und bildeten, sich bei den Händen fassend eine *lange Kette*, von der ich leider nicht umhin konnte, ein Glied zu sein. Hierauf liefen sie, ein gewisses Lied in ihrem Kauderwelsch heulend, wovon ich kein Wort verstand, durch die Stadt; jeden Augenblick vermehrten neue Personen in den Straßen mit Gewalt oder freiwillig, diese lärmende Kette welche sich schlängelte, wandte, stillstand und in allen Richtungen bewegte. Je weiter man kam, desto ärger wurde der Lärm und bald war die ganze royalistische Bevölkerung auf den Beinen; Pechfackeln brannten zu Hunderten und gaben der Stadt den Anblick einer ungeheuren Feuersbrunst; es war eine Wuth, ein Wahnsinn, den man öfters schon mit Gewalthätigkeiten gegen die Napoleonisten endigen sah, der diesmal aber mit dem Verbrennen der Kleider der

Ausgelassensten beschlossen wurde. Zu jeder guten Farandole gehört das. Sieht man sie so von Rauch und Kohle geschwärzt beim röthlichen Schein ihrer Fackeln und ihre Weise heulend, sich mit rasender Schnelligkeit um eine Glutpfanne drehen und ihre Kleider Stück für Stück hineinwerfen, so sollte man einen Trupp Cannibalen, der um Gefangne tanzt, die gebraten werden, oder auch einen Haufen Dämonen und Zauberer, die ihr höllisches Werk bereiten, zu erblicken meinen.

„Nicht wahr, das ist originell?" fragte mich den andern Tag einer der Aergsten, der die vorige Nacht in einem noch einfachern Costüme als das Johannes des Täufers in der Wüste nach Hause gekommen war. „In Ihrem Norden gibts nichts der Art."

„Nein, wahrhaftig nicht!" Gab ich zur Antwort.

„Das war also die Farandole; es lebe die Civilisation! nicht wahr mein Freund?"

Den 17. Januar. 1820.

Kälte und Eis; der Nordostwind weht heftig und die Rhone ist fest gefroren. Um mich zu zerstreuen,

machte mir mein guter und würdiger Wirth den Vorschlag, mich nach Arles zu führen, wo es alte Monumente und schöne Mädchen giebt. Ich war es zufrieden und wir machten uns, trotz Wind und Kälte auf den Weg. Wir fuhren auf dem Damme längs der Rhone, die mehr der Beresina, als diesem schönen Flusse mit lauen und schnellen Wellen und den mit Orangenbäumen begrenzten Ufern glich. Bei unserer Ankunft vor Arles sahen wir zu unsrer großen Verlegenheit, daß die Schiffbrücke weggenommen war, und das wir entweder umkehren, oder über den gefrornen Fluß fahren mußten. Wir entschlossen uns zu dem Letztern und gewannen endlich das andre Ufer, wo wir erstarrt ankamen und nur ein Obdach und Feuer wünschten. Gott! welche Kälte! nie wußte man sich hier einer ähnlichen zu erinnern Auch gab es überrall nur Unglück und Klagen; hier waren Weiber und Kinder in ihren Wohnungen erfrohren, dort hatte man Reisende und Hirten auf Landstraßen und Feldern todt gefunden. Selbst Thiere kamen durch diese plötzliche und unter diesem milden Himmelsstriche so außerordentliche Kälte um; kurz die ganze Stadt schien äußerst bestürzt darüber, daß gleichsam ein böser Geist dieses Klima hierher

gezaubert hatte, wo die Sonnenstrahlen nie ihre wohlthuende Wärme zu verlieren pflegten.

Indeß ermuthigte ich mich, die Alterthümer zu besuchen unterbrach aber bald meine Nachforschungen aus Verdruß darüber, die lateinischen Inschriften nicht lesen zu können. Dieses Vergessen des Schullateins ist zu demüthigend, als daß ich es nicht bald wieder gut machen sollte.

Was die so gerühmte Schönheit der Frauen von Arles betrifft, so gestehe ich, trotz meiner zwanzig Jahre, daß die zwölf Grad Kälte und der Nordostwind mich nicht allein an einem Urtheil darüber hinderten, sondern mir selbst den bloßen Gedanken daran vertrieben. Armide und ihre Nymphen hätten bei mir vorbei kommen können, ohne daß ich im geringsten meinen Mantel zurückgeschlagen hätte, um mich nach ihnen umzusehen; nur den einzigen Wunsch hatte ich, nach Beaucaire zurückzukehren, wo wir mit großer Freude ankamen.

Nach Nîmes komme ich nicht, so nahe ich ihm auch bin; die Arenen und das viereckige Haus werden meinen Besuch zu einer gelegnern Zeit erhalten. Alterthümer sind nur traurige Ruinen und Steinhausen für den, welcher weder Kenntnisse noch Erin-

nerungen genug hat, um sich in jene Zeiten zurückzuversetzen, die nicht mehr sind.

Marseille und Toulon besuche ich, da ich einmal dem Mittelmeer so nahe bin; in zwei Tagen bin ich dahin unterwegs.

Drittes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor G.

Marseille. — Das Schloß. — Ich und Mirabeau.

Marseille den 20. Januar 1820.

So wäre ich denn gesund und wohlbehalten in Marseille, wo von Kälte keine Rede mehr ist. Seit gestern durchstreife ich schon die Stadt in allen Richtungen; zuerst eilte ich in den Hafen dann nach der Rhede, um das mittelländische Meer in seiner ganzen Pracht zu begrüßen. Die Sonne erleuchtete den Horizont; langsam wälzten sich die Wellen an's Ufer, der Himmel war rein und meinen Blicken öffnete sich ein unermeßliches Panorama. — „Gott!

wie groß bist Du!“ dachte ich voll inniger Ueberzeugung, in Anschauung versunken. Wer könnte dem Meere und seiner Unermeßlichkeit gegenüber Atheist sein! Wer fühlte nicht vor einem solchen Gemälde seine Intelligenz erweitert! — Ja; es ist ein mächtiger und guter Gott, der alles geschaffen hat und es erhält! ein Gott, der uns seine Verehrung in der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche Menschen vergebens zu verfälschen streben, in's Herz geschrieben hat! Diesem Gott will ich folgen, indem ich gut und gerecht zu sein suche; das sei meine Religion.

Von meinem Zimmer aus betrachte ich, bei meinem Erwachen, den Hafen mit seinem Mastenwalde und den flatternden Wimpeln mit den Farben und Wappen aller Nationen. Griechen, Türken, Malteser, Aegypter, Afrikaner und Neapolitaner sind hier beisammen, und ihre weite malerische Kleidung mischt sich mit der knappen Tracht der Europäer. Aus dem Fenster gelehnt, sehe ich dem regen Leben im Hafen und auf den Kais zu; hier liegt ein Schiff in Ladung, dort wird ein andres ausgebessert, weiterhin ein Fahrzeug von einer Menge Schaluppen umgeben, die sich mit Waaren füllen, landen, leeren und zum Schiffe zurückkehren, als sollte die

Ladung nie ein Ende nehmen. Dort in den ungeheuren Magazinen werden die Erzeugnisse zweier Welten aufgehäuft; auf der andern Seite wartet eine Doppelreihe von Fahrzeugen, entweder um beladen zu werden, oder den Hafen zu verlassen, während inmitten des Bassins nach allen Richtungen lichte Barken rudern. Ein Schauspiel von Leben und Glück, andem ich mich nicht satt sehen kann.

Welche große uud herrliche Sache ist nicht der Handel! Wer wird mir aber seine Grundsätze und Gesetze lehren und mich aus dieser schmählichen Unwissenheit ziehen, die ich beim Anblick der Wunder der Industrie so schmerzlich empfinde? — Mein fester Wille, ist mich durch fleißiges Studiren mit den wichtigen Geheimnissen des Staatshaushalts bekannt zu machen, und eines Tags das Interesse meines Vaterlandes gehörig würdigen und schützen zu können.

Voll Hoffnung begab ich mich nach dem Hafen, wo ich, in Betrachtungen vertieft, herumging, als die Stimme eines Matrosen, der mir seine Barke zu einer Spazierfahrt nach den Inseln von Pomegue und dem Schlosse If anbot, mich aus meinem träumerischen Nachdenken weckte.

„Nach Schloß If!" wiederholte ich. „Ja

wir wollen hinfahren" — und mein Fuß hatte das Fahrzeug noch nicht berührt, als schon alle ergreifende Erinnerungen dieses Staatsgefängnisses sich mir vergegenwärtigten. Hatte nicht Mirabeau auf diesem Felsen geseufzt? — Mirabeau, der Gott der Beredsamkeit, der Mann unsrer Zeit, dessen gewaltiges Wort uns alle Wunder der Redner des Alterthums am besten vergegenwärtigt hat. „Welcher ruhmvolle Beruf, einen unwiderstehlichen Einfluß auf eine zahlreiche Versammlung auszuüben, die durch Acclamation die ihr vorgelegten Gesetze, von denen das Geschick der Reiche abhängt, votirt! — Müßte man, um dies Ziel zu erreichen, sein Leben mit Arbeit hinbringen und jung sterben, mit welcher Freude würde ich dies Opfer bringen.

Hastig stand ich in meinem Kahne auf und blickte über die Fluthen des Meeres, das sich von uns nach Nordwesten in einem endlosen Horizont verlor. Bald befanden wir uns nur noch wenige Klaftern von den Felsen und dem sie beherrschenden Fort; allein so sehr ich auch wünschte, die dunkle Zelle zu besuchen, wo der große Redner eingesperrt war, mußte ich mich doch begnügen, sie nur von weitem zu betrachten, um einer Schildwache zu ge=

horchen, die Niemand ohne specielle Erlaubniß des Generals landen und in das jetzt ein Pulvermagazin gewordne Schloß läßt.

Mit einer Art Entsetzen betrachtete ich diesen Ort der Trauer nnd Trostlosigkeit, wo so viele Unglückliche ihr Leben elend hinbrachten, und, seltsam genug, sagte ich mir doch, daß ich unbedenklich einige Jahre in den Kerkern dieser unzugänglichen Bastille zubringen würde, wenn ich nur, wie Mirabeau, reich an Kenntnissen und Beredsamkeit daraus hervorginge, und mein Name einst unter die gezählt würde, die den Ruhm des Vaterlandes erhöhen.

Wenige Augenblicke nachher waren wir wieder in Marseille, wo ich nur so lange zu bleiben denke, als nöthig ist, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen.

Viertes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Toulon. — Der Bagno. — Das Spital. — Die barmherzige Schwester. — Christlicher Tod eines Galeerensclaven. — Der Hafen und Napoleons Fregatte.

Toulon, den 27. Januar 1820.

Unwohl kam ich hier an und fühlte, wie traurig der Aufenthalt im Gasthofe sei, wenn man allein und krank ist; man bedauert das väterliche Dach und die Seinen und denkt unwillkührlich, daß es hart sein würde, fern von ihnen zu sterben. Dies ist die Schattenseite des Reisens, und wäre ich Dichter — allein was könnte ich bessres sagen als La Fontaine in der Fabel von den beiden Tauben?

Mit der Gesundheit kehrt jedoch der Geschmack am Pilgern zurück; das Heimweh wird durch heitre Bilder verdrängt und man sucht bald wieder neue Eindrücke und Abentheuer auf. In dieser Absicht ging ich diesen Morgen in Begleitung eines ebenso liebenswürdigen und zuvorkommenden als unterrichteten und erfahrenen Genieoffiziers nach dem Arsenal. Man würde dies weitläufige Etablissement noch viel mehr bewundern, wenn es nicht zugleich einer Menge Galeerensclaven zum Aufenthalt diente. Der bloße Anblick dieser Elenden, die zwei und zwei an eine schwere Kette gefesselt sind, reichte hin, um mich zu verstimmen.

„Wollen Sie mit den Zellen oder der Hölle anfangen?“ fragte mich einer von den Aufsehern,

welchen mir der Offizier zum Führer gegeben, nachdem er mir Einlaß in's Arsenal verschafft hatte.

„Mit der Hölle," gab ich zur Antwort; „allein alle diese ehrlichen Leute in rothen Jacken mit ihren Satansgesichtern repräsentiren sie uns schon vollkommen."

„Sie arbeiteten doch im Freien und sehen die Vorübergehenden. Das sind noch glückliche Kerle im Vergleich mit den lebenslänglich Verurtheilten oder Rückfälligen, die wir jetzt besuchen wollen."

Er führte mich nun eine breite Treppe hinauf, die nach einem großen an die Seilerbahn stoßenden Saal führte. Die Thür wurde geöffnet und ich erblickte das scheußlichste Schauspiel menschlichen Elends. Zwei ungeheure Räder befanden sich in der Mitte des Saals, die von bis zum Gürtel nackten, keuchenden und in Schweiß gebadeten Menschen mit Händen und Füßen in Bewegung gesetzt wurden, um die Maschinen zum Hanfbrechen zu treiben, die ebenfalls Galeerensclaven jedes Alters von so elendem Ansehn als wären sie pestkrank leiteten. Diese kommen nie weiter, als von der Hölle in

ihre Casematen und von da wieder in die Hölle. Ich nannte den Anblick scheußlich; allein dies ist zu wenig, höllisch, hätte ich sagen sollen; denn die Verdammten können nicht furchtbarer und Verworfener aussehen, als diese Unglücklichen.

Die Luft in diesem Pandämonium war so erstickend, daß ich nur wenige Augenblicke dort bleiben konnte, und ich entfernte mich schnell, nachdem ich einige Geldstücke in die Büchse der Elenden geworfen hatte.

„Das ist eine furchtbare Strafe," sagte ich zu meinem Cicerone, „und der Tod wäre weniger grausam, zumal für die unglücklichen jungen Leute, die man ohne Unterschied mit verhärteten Bösewichtern zusammen kettet. Der Staat rächt sich übel und zu sehr; besser ist das Strafsystem der Amerikaner."

Obgleich des Anblicks solchen Elendes schon müde, mußte ich doch, meinem Führer zu Gefallen, mich in die Casematen, wo die Sträflinge schlafen, und dann nach dem Pontons führen lassen, wo ich einige bevorzugte Galeerensclaven erblickte, welche Geld und Protection von Arbeiten und Fesseln befreiten, und die ein lebendiger Beweis

sind, daß Gleichheit vor dem Gesetz von dem höchsten bis zu den niedrigsten Sphären der Gesellschaft eine Chimäre ist.

Von den Pontons begaben wir uns, um endlich mit dem Bagno fertig zu werden, in's Hospital, das am äußersten Ende des Arsenals liegt. Es ist ein ungeheures Gebäude, dessen Fenster auf's Meer gehen.

Nicht ohne Zaudern, muß ich gestehn, näherte ich mich dem, kranken und sterbenden Galeerensclaven bewilligten Zufluchtsorte, ich zitterte, dort mehr noch als in andern Spitälern Lumpen, Schmuz und Gestank zu finden, zurückstoßender, als der Tod selbst, welche den Abscheu des Volkes schon bei dem bloßen Namen „Spital" rechtfertigen. Wie freudig überrascht wurde ich aber, statt eines niedrigen dunkeln mit dichten Reihen von Betten gefüllten Saales eine lange, hohe links und rechts von zahlreichen Fenstern erhellte Gallerie zu finden.

Nach so vielen peinlichen Eindrücken war es eine Freude, eine wahre Herzenserleichterung für mich, dies so saubre und heitre Spital zu sehen daß man sich, trotz der vielen Kranken, dort gefiel. Die Schwestern von St. Vincent - de - Paula

sind die Krankenwärterinnen, und was für Pflege und Trost spenden diese Nonnen nicht den Unglücklichen, welche von allen verachtet und mißhandelt werden, und die in diesen frommen Seelen die Aufmerksamkeit einer Familie und die Selbstverleugnung einer Mutter wiederfinden,

Es war etwas Rührendes und Feierliches in diesem Bilde der Tugend und christlichen Liebe im Umgange mit dem Verbrechen, das sie durch ihre Erhabenheit, Reinheit und Selbstverleugnung beherrschten. Diese außerordentlichen Frauen waren für mich, vom Himmel zur Bekehrung der Teufel gesendete Engel. Eine von ihnen machte vorzüglich meine Aufmerksamkeit rege; sie war noch jung und mußte sehr schön gewesen sein. Ueber das Lager eines Unglücklichen geneigt, der seinem Ende nahe schien, tröstete sie ihn mit so sanftem Tone, daß manchmal ein Lächeln auf die blauen Lippen des Sterbenden zurückkehrte.

Ich näherte mich diesem Schmerzenslager, um ihre Worte der Hoffnung des Friedens, die wie ein Balsam in's Herz des Gefangnen zu dringen schienen, zu hören. Wie erhaben war sie in ihrer einfachen Tugend und in dem göttlichen Ausdruck ih-

rer Züge; — Bei meiner Annäherung erhob sie die Augen, welche himmlische Schönheit wiederstrahlten. Bis zu Thränen gerührt, trat ich respectvoll auf sie zu, mit den Worten: „Wie sehr, liebe Schwester, muß Sie dieser unglücklichen Gefangne segnen!“

Einen Finger anf den Mund legend, dann sanft ihren linken Arm unter dem Haupte des Kranken, das sie stützte, hervorziehend, erhob sie sich, kam auf mich zu und sagte leise, auf eine große von eiuem Pfahle herabhängende Kette zeigend, welch noch die Füße des Kranken hielt:

„Trotz dieser Fesseln sind sie hier nicht gefangen“ — und während sie dies sprach, schien ihr Blick Nachsicht und Mitleid zugleich zu erbitten und zu befehlen. Eine liebevolle Andeutung, die mich ihr antworten ließ „Wer sollte nicht bei Ihrem Anblick die Unglücklichen beklagen?“

„Wenn Ihnen dieser junge Mensch Theilnahme einflößt, sagte sie sanft zu mir,“ so können Sie seinem Ende beiwohnen.“

„Befindet er sich so übel?“ war meine Antwort.

„In wenig Augenblicken wird er nicht mehr sein. — Er zählt erst dreiundzwanzig Jahre,“ fügte sie

zu, „und als er vor acht oder zehn Monaten in den Bagno kam, brachte man ihn in's Spital, daß er nicht wieder verlassen sollte. — Sie sehen da ein Opfer der Verführungen von Paris; jung und schön, wollte er glänzen, ließ sich zum Spiel verleiten und machte Schulden, die seine Familie in der Provinz nicht bezahlen wollte. Der Unglückliche, an Gott und Zukunft verzweifelnd, vertraute sich einem Elenden, der ihn zu Verbrechen verleitete, die entdeckt wurden, und seine zehnjärige Verurtheilung auf die Galeeren zur Folge hatten. — Von diesem schrecklichen Urtheil im Innersten erschüttert, und von den Seinigen, deren Verzeihung er anflehte, zurückgestoßen, fiel er in eine Art Verstandesabwesenheit, die ihn erst bei uns wieder verließ. Seine Reue war aufrichtig, er beweinte sein Vergehen und würde ruhig sterben, hätte er bei seinen Aeltern Verzeihung finden und ihren Segen erhalten können. — Ich habe ihnen geschrieben, aber keine Antwort ist uns zugekommen.

Meine Thrännen flossen bei dieser traurigen Erzählung und ich wagte die Hand der guten Nonne mit den Worten zu ergreifen. „Wie bewundre ich

Ihre Herzensgüte und Milde bei Ihrem heiligen nnd schwierigen Geschäft!"

„Schwierig!" erwiederte sie, mit dem Finger auf ein Portrait des heiligen Vincente-de-Paula in Sclaventracht zeigend. „Hat nicht unser großer Heiliger mit evangelischer Geduld seine Fesseln getragen? — Wüßten Sie, welcher Trost, welche unsägliche Vergeltung von Gott die Bekehrung eines Sünders für uns wär, so würden Sie unsre Pflicht nicht schwer finden."

Der Kranke seufzte leise, worauf mich die Schwester sofort verließ, sich wieder an sein Bett setzte, ihm den Kopf aufhob und ihm Trost zusprach. — Nie wird diese Schmerzensscene aus meinem Gedächtnisse schwinden! — Der sterbende Galeerensclave, die kniende Schwester als ein Engel des Trostes und der Hoffnung, und das Crucifix, daß sie den Lippen des Sterbenden reichte, bildeten zusammen ein düstres aber erhabnes Gemälde, von dem ich meine Blicke nicht abwenden konnte. — Ein unsägliches Gefühl von Bewundrung und Erbarmen bemächtigte sich meiner Seele, als der Klang eines Glöckchens welcher die Ankunft des Priesters mit

den letzten Sacramenten ankündigte, mich aus meiner Extase zog.

Wirklich näherte er sich langsam in dem großen Saale, während alle Schwestern, an denen er vorüber ging, sich niederwarfen, und einige Kranke mühsam in ihren Betten sich aufrichteten.

Als er zu dem unglücklichen jnngen Menschen kam, der kein Zeichen des Lebens mehr gab, las er die Gebete für Sterbende.

Auf den Knieen, mit gefalteten Händen und gepreßtem Herzen hörte ich diese rührenden Gebete und als der Priester die Worte sprach: „**Proficiscere, anima christiana, de hoc mundo, in nomine Dei Patris omnipotentis, quite creavit,** verlaß, christliche Seele, diese Welt, im Namen des allmächtigen Gottes, Deines Schöpfers," — glaubte ich den seiner Hülle ledigen Geist des Gefangnen gen Himmel schweben zu sehen.

Noch ganz erschüttert von dieser frommen und imponirenden Cermonie, entfernte ich mich langsam aus dem Spital und Arsenal, geneigter, als ich es bei meinem Eintritt war, die unglücklichen Galeerensclaven zu bedauern.

Diese ganze schlaflose Nacht und noch früh kam

mir der Tod des beklagenswerden Sträflings nicht aus den Gedanken. — Gerechter Gott! was mußte er leiden und doch starb er resignirt und segnete Gott und seine Wohlthäterin. Nur die Religion kann solche Triumphe feiern; ohne die Religion würde keine Freundeshand dem armen Verlassnen die Augen zugedrückt haben, und er hätte seine Seele verzweiflungsvoll und unter Verwünschungen gegen seine unklugen Aeltern, die ihn allein den Versuchungen von Paris blosstellten, ausgehaucht.

Diesen Morgen kehrte ich in's Arsenal zurück, um das Werft und die Kriegsschiffe zu besehen. Ein herrliches Linienschiff, dessen majestätischer Anblick mich mit Bewundrung erfüllte, betrachtete ich in allen seinen Einzelnheiten; ein alter Matrose, der bei Trafalgar einen Arm verlor, führte mich darin herum, mir von jener berühmten Schlacht erzählend, in der, sagte er, wir nicht geschlagen worden wären, wenn der Narr Dumanoir uns nicht dahin gepflanzt hätte und die verdammten Spanier nicht so feig gewesen wären.

„Es war eine famose Schlacht — hier Kugeln und da Kartätschen, auf der Backbord und Leeseite kurz überrall. Wir kämpften wie Löwen gegen die

englischen Hunde, und hatten sie ihren Nelson nicht, so würden wir gesiegt haben; aber der wußte Bescheid! — Wie er's machte? — Ja, das weiß ich nicht. Unsre Linie wurde durchschnitten, und pauz! waren wir zwischen zwei Feuern; in weniger als nichts war unser Schiff durchlöchert und sank. — Ein Dreidecker! und der schönste der Flotte, der wie eine Corvette segelte und manövrirte? — Ach! mein armes Schiff!" — und der gute Mann fing an zu weinen.

Es ist etwas Rührendes und Achtungswerthes in dieser Anhänglichkeit der Seeleute für ihr Fahrzeug; jemehr Gefahren sie an Bord trotzten, desto mehr befreunden sie sich mit ihm. Es ist ihnen ein belebtes Wesen, daß sie lieben und ihm dieselbe Sorgfalt widmen, wie der Araber seinem Pferde.

Als wir von Verdeck zu Verdeck gewandert waren und von den bescheidenen Hängematten des Schiffsjungen bis zur herrligen Kajüte des Capitains alles besehen hatten, machte mir mein wackrer Matrose, dem ich zufällig sagte, daß ich in der kaiserlichen Garde gedient, den Vorschlag, mich nach der Fregatte zn führen, auf der Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt war. In wenigen Minuten befan-

den wir uns vor diesem entmasteten Fahrzeuge, einem Gegenstande hoher Verehrung und großen Schmerzes für alte Soldaten. Der bloße Rumpf ist nur noch übrig, der, wie mein Führer sagte, Stück für Stück zerstört wird. Mögen sie ihn zerstören; der Name des großen Kaisers wird nie untergehen.

Bald trennte ich mich von meinem alten Matrosen und wandte meine Schritte, voll der glorreichen Erinnerungen an den Mann, dessen Andenken nur mit der Welt selbst vergehen wird, nach dem Orte, wo er die vielbesprochene Batterie errichtete, welche die Engländer zwang, die Festung zu räumen. Meine Phantasie schuf alles wieder; ich sah die Kriegsschiffe im Hafen und das Arsenal in Feuer, die royalistischen Familien verlassen am Strade, die mit Flüchtlingen überladenen Fahrzeuge, ihre Verzweiflung beim Anblicke der mit vollen Segeln davon eilenden Engländer, unsre fliehenden Feinde und unsre triumphirende Armee; alles war mir vor den Augen und sprach zu meiner Seele. Nie brachte ein französisches Herz eine feurigere Huldigung dem außerortendlichen Manne der seine ruhmvolle Laufbahn damit begann, die fremden Eindringlinge aus unsrem

Vaterlande zu verjagen, und sie vielleicht um Jahre früher endigte, damit sein schönes Frankreich den Greueln innern Kriegs und den Plünderungen der feindlichen Armeen nicht ausgesetzt sei.

Außer dem Arsenal giebt's so wenig Merkwürdiges in Toulon, daß man am besten thut, seinen Koffer zu packen und möglichst schnell abzureisen. In einigen Stunden verlasse ich also die Stadt, um mich nach Genf zu begeben, dem Ziele aller meiner Wünsche und Hoffnungen. Jeder Tag, den ich nicht studire, scheint mir ein Raub an meiner Zukunft.

Fünftes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor G.

Abreise von Marseille. — Zusammentreffen mit einem Missionair. — Seine Geschichte.

Lyon, den 5. Februar 1820.

Wie einförmig und ermüdend ist nicht eine lange Reise in der Diligence, wenn der Wagen schwer,

die Straße schlecht ist, und die Stationen kein Ende nehmen wollen. Wie sehr würde ich die Stunde, wo ich in die schwerfälligste aller Kutschen stieg, verwünscht haben, hätte mir nicht mein guter Engel für solche ermüdende Langsamkeit einen süßen Trost gesendet, der, theurer Lehrer, in der Gesellschaft eines Geistlichen und zwar eines Missionairs bestand. Dieser Mann wurde von mir eingenommen, der Ausdruck ist nicht zu stark, was ich ihm mit einer ebenso zärtlichen Zuneigung vergalt. Lesen Sie theurer Freund, und Sie werden sehen, ob ich übertreibe.

Bei meiner Abreise von Marseille erwartete die ganz besetzte Diligence nur noch einen einzigen Passagier, dessen Platz vorn war, und schon erhob der Postillon seine furchtbare Peitsche, als eine gewaltige Stimme ein so tönendes Halt! rief, daß die schwere Maschine und ihre fünf Pferde, bereit, sich in Bewegung zu setzen, regungslos an ihrem Platze blieben. Jeder von uns sah sich nun nach dem Verspäteten um, und wir erblickten einen Mann in geistlicher Tracht von colossaler Gestalt und so enorm dick, daß er kaum die Füße bewegen konnte.

Hinter ihm trug eine alte Magd ein Kopfkissen und ich weiß nicht was alles für Reiseutensilien.

Beim Anblick eines so furchtbaren Reisegefährten ergriff uns die ganz natürliche Besorgniß von ihm zerqnetscht zu werden, bald aber folgte ein unaufhörliches Gelächter, als wir den armen Priester näher besahen, dem die sorgsame Haushälterin eine Hülle um die andre umgab und dadurch die fatale Rundheit ihres Herrn sichtbar vermehrte.

Unsre Heiterkeit verdoppelte sich noch, als der Schlag geöffnet wurde, und der gute Mann, den Wagen voll sehend, verlegen fragte, ob er da hinein solle?

„Ja, Herr Abbé,“ erwiederte der Schaffner.

„Der Wagen ist aber gedrückt voll. Wie können Sie mit gutem Gewissen eine solche Nußschale Diligence nennen?“

„Jawohl,“ rief die alte Magd, „es ist ein abscheulicher Betrug.“

„Ein Betrug, Herr Abbé?“ erwiederte mit leiser Stimme der Controleur des Bureaus, die Liste in der Hand. „Er findet nur von Ihrer Seite statt.“

„Von meiner Seite!" rief der Abbé mit leuchtendem Blick.

„Ja, von Ihrer Seite; denn wer so unförmlich ist wie Sie, muß so vorsichtig und rücksichtsvoll sein, und drei Plätze miethen."

„Jawohl!" riefen alle Reisende und vorzüglich die, zwischen welche sich der Neugekommne setzen sollte.

„Der Controleur hat Recht; wir lassen den Dicken nicht herein, der die Diligence zerbrechen würde. Unsre Plätze sind bezahlt, um bequem sitzen zu können, aber nicht um zerquetscht zu werden."

Die Scene wurde immer spaßhafter und ich kam bald vor Lachen um, zumal als der enorme Abbé sich an den Schlag hielt, den Fuß auf den Tritt setzte mit Donnerstimme rief: „Ich habe bezahlt und reise mit," während die Magd ihn am Rocke zurückzog und bat, sich nicht einer solchen Reise auszusetzen.

„Sie werden den Tod davon haben, Herr Abbè; der Schlag kann Sie rühren."

„Laß mich Marthe; Du weißt's ja, daß ich in Lyon erwartet werde" — und der heilige Mann,

dessen Zorn nur einen Augenblick gedauert hatte, ließ den Schlag los, um seiner Haushälterin zu antworten.

„Ich werde erwartet," wiederholte er, „und käme ich nicht, würde ich meinen armen Julius nicht wiedersehn."

„Mein Herr," sagte er sanft zu dem Contro=leur, „ich muß durchaus reisen; diese Herrn sitzen schon zu eng, wie ich wohl sehe, könnte ich aber nicht oben drauf steigen?"

„Ja, als Kaninchen," sagte ein Reisender. „Himmel, welches Kaninchen!" und man lachte wieder nach Herzenslust; allein ich lachte nicht mit. Die Physionomie des Greises hatte etwas so Trau=riges und seine Worte schienen so von Herzen zu kommen, daß das meinige dadurch gerührt wurde.

„Herr Abbé," sagte ich, aus dem Wagen springend, „nehmen Sie meinen Platz, und wenn einer dieser Herrn sich vorsetzt, so sind Sie hinten nur ihrer zwei.

„Abgemacht!" riefen alle.

Der Abbé entschuldigte sich anfangs; aber die Thränen standen ihm in den Augen, als er mir dankte,

und Marthe küßte mir die Hand, indem sie wiederholt sagte:

„Gott segne Sie, wackrer junger Mann.“

Man half unsern Reisegefährten in den Wagen; ich kletterte auf's Verdeck und wir fuhren zu Aller, vorzüglich aber zu meiner Zufriedenheit ab. Nie hatte ich mich unterwegs so wohlbefunden, denn man athmet so leicht, wenn man seine Schuldigkeit gethan hat.

Die Nacht war kalt zum wachsenden Mißvergnügen des armen Abbé, der mich bei jedem Pferdewechsel fragte, ob ich nicht fröre. Endlich kamen wir nach Aix, wo der Reisediener und noch einer von unsern Gefährten Geschäfte hatten und zurückblieben. Nun nahm ich von ganzem Herzen bei dem würdigen Geistlichen Platz, der mir nochmals auf's innigste dankte.

Allmählich entstand zwischen uns eine Art Vertraulichkeit, welche die Beweise von Respect und Aufmerksamkeit, die ich seinen Worten zollte, nur noch vermehrten, und bald sprachen wir mit einander wie alte Bekannte, denen vertrauliche Mittheilungen zum Bedürfniß geworden.

„Ach! mein Herr," sagte er, „wir finden heutzutage so selten Wohlwollen bei der Jugend. Wollte Gott! mein armer Julius hätte Ihre Gesinnungen und wie Sie Religion genug, um den Cultus und seine Diener zu respektiren. — Julius ist der Enkel meiner Schwester, der letzte Ring, der uns an's Leben fesselt, und liegt hart danieder. Seinetwegen habe ich Marseille, trotz der übeln Jahreszeit und meiner Kränklichkeit verlassen; denn befindet sich sein Körper übel, so ist dies mit seiner Seele noch vielmehr der Fall. — Der Unglückliche will von Religion nichts wissen, schreibt mir seine Großmutter. Schlechte Bücher und üble Gesellschaft haben ihn verdorben, und er zieht es vor, auf sein ewiges Heil zu verzichten, als in den Augen seiner gefährlichen Freunde schwach zu erscheinen. Beim Empfange dieser traurigen Nachricht beschloß ich, abzureisen, um seine Seele zu retten. Die gute Marthe wollte mich zurückhalten; „bin ich nicht Missionair?" sagte ich aber zu ihr. „Habe ich nicht die Meere durchschifft, um die heidnischen Indier zu bekehren? Warum soll ich also den Enkel meiner Schwester, dieser frommen Frau, geistig zu Grunde gehen lassen? Nein, diese Mission wird die

tröstlichste von allen sein, welche der Herr mir vertraut hat, denn wehe mir! wenn ich mein Blut verleugnete."

Bei diesen Worten glänzten die Augen des ehrwürdigen Greises von heiliger Begeistrung; christlicher Liebe und religiöser Enthusiasmus belebten seine Physiognomie und gaben ihr jenes inspirirte heilige Ansehen, das man nur bei jenen Männern Gottes findet, die für ihren Glauben leben uud mit dem Feuereifer der Ueberzeugung das Wort des Herrn verkünden.

„Sie sind Missionair gewesen, Herr Abbé?" fragte ich ihn im Tone der Verwundrung und hoher Achtung.

„Ja, mein junger Freund; fünf und zwanzig Jahr predigte ich den Heiden in Ostindien das Evangelium. Ein heiliges und glorreiches Amt, das Gott, trotz meiner Unwürdigkeit segnete. Warum doch habe ich es aufgegeben! Aber sein Wille geschehe."

Der Greis schien sich nach diesen Worten zu sammeln; er betete und ich betrachtete ihn lange, ohne es zu wagen, ihn in seiner Frömmigkeit zu unterbrechen

„Mein Sohn,“ sagte er hierauf, „nachdem er einige von meinen Fragen über seinen Aufenthalt in Indien beantwortet hatte, „Sie sind gefühlvoll und gut und verdienen, daß sich Gott einst Ihrer erbarme und Sie mit der Süßigkeit seines Gesetzes bekannt macht.“

„Ich bin religiös,“ erwiederte ich gerührt.

„So religiös, wie ich in Ihrem Alter war. Sie glauben ein höchstes Wesen und eine Zukunft; allein dieser aus dem Herzen geschöpfte Glaube ist nur eine Gefühlsreligion, die weder dem Einflusse der Eigenliebe und der Leidenschaften noch den Angriffen der Freidenker zu wiederstehen vermag; es ist ein Gebäude ohne Grund, welches der schwächste Windstoß umwirft. — Was ist der Deismus, junger Freund, wenn die Hand des Herrn auf uns lastet? Wer hätte dies mehr empfunden wie ich?“

„Hören sie mich,“ fügte er mit der rührendsten Güte hinzu, „und möchten meine Worte in Ihrem Herzen bleiben und einst durch die Gnade des Allmächtigen darin Wurzel schlagen. — Nicht als Priester begann ich meine Laufbahn; mein Vater, ein Ludwigsritter, bestimmte mich zum Waffenhandwerk, dem ich mich mit Freuden aber zum großen

Verdruße meiner würdigen Mutter hingab, die wenigstens gewünscht hätte, daß ich in den Beamtenstand träte, da sie meinen Eintritt in die Orden nicht erhalten konnte. Der Militairstand war damals so wenig der Sittlichkeit günstig wie jetzt, und ich hatte ein lebhaftes leicht erregbares Temperament, das guten wie bösen Beispielen zugänglich war. Auch wurde ich bald vom Feuer meines Alters zu allen Ausschweifungen des Regimentslebens, Spiel Duell u. d. gl., hingerissen, Thorheiten, die man duldet und selbst entschuldigt, wenn nur die sogenannte Ehre unangetastet bleibt. — Mein größtes Vergehn war aber nicht zügellose Leidenschaft; denn Geist und Herz obgleich stürmisch erregt, können doch dabei gesund bleiben. Ein unglückliches Ereigniß ist manchmal hinreichend, sie, als eine Warnung des Himmels, auf den rechten Weg zurückzuführen, während sie oft für immer durch Lecture und das Scheinlicht der Vernunft verdorben werden, die meistens nur Anmaßung und Stolz ist. — Letztres begegnete mir leider beim Studiren der gefährlichen Werke der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, deren Grundsätze ich mit der ganzen Eitelkeit eines jungen Kopfes annahm, der die Würde des Menschen darin sucht,

in Religionssachen keine Autorität anzuerkennen. Voltaire, d'Alembert und hauptsächlich Rousseau waren meine Lieblinge; ich machte ihre Maximen, ihre Moral und Religion zu den meinigen und wandte alle Zeit, die mir Dienst und Vergnügungen übrig ließen, dazu an, die neuen Producte dieser kühnen Philosophen zu lesen. Unter den höhern Ständen war es damals fast zur Manier geworden, Freigeist zu sein und über Moral und Religion zu spotten. Ich ahmte ihnen nach, und beschloß, um wie in allem, auch hierin noch weiter zu gehen, aus Bewundrung für den Verfasser des „Emil und Contrat social," ein ganzes halbes Jahr bei ihm zuzubringen, um von ihm Rath und Unterricht zu empfangen und seine Gesellschaft zu genießen, statt zu meiner frommen Mutter zu reisen, die, dem Tode nahe, mich hatte zu sich rufen lassen.

„Das unstete Leben des Genfer Philosophen ließ mich ihn zum Glück nicht treffen. Wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre! Ich kehrte daher zu meiner Mutter zurück, deren Zärtlichkeit und Frömmigkeit meine ungläubigen Ideen zu erschüttern schien; allein demungeachtet hielt ich doch ihr gewissenhaft religiöses Wesen für Bigoterie, der sich ein

höhere Intelligenz nicht fügen dürfe. — Wie oft suchte mich nicht diese liebevolle Mutter unter Thränen von meinem Irrthum zurückzubringen! — Ich hörte sie an, tröstete sie und schien selbst manchmal nachzugeben, während mir mein Stolz anmaßend zurief, daß der Katholicismus, wie jeder andre Cultus nur Menschenwerk sei. Das Bedürfniß, jeder Schranke und Verbindlichkeit überhoben zu sein, bestärkte bei mir, wie bei allen stolzen Ungläubigen, die Sophismen der freigeisterischen Philosophen. — Meine Religion war ein bequemer Deismus, dessen Offenbarungen die Gefühle waren, in denen ich einen allmächtigen Gott zu ahnen meinte, dessen Glaube der des Savoyischen Vicars war, und dessen Moral darin bestand, alles, was nicht gradezu dem Nächsten schade, sei erlaubt und also in den Augen einer Gottheit gleichgültig, die viel zu groß wäre, um sich mit unsrem elenden Treiben zu beschäftigen. Kurz, mein junger Freund, ich hielt mich für aufgeklärt während ich nur ein armer Verblendeter war, den der Herr noch nicht erleuchtet hatte. — Mehre Monate waren vergangen; ich befand mich weder in meiner Garnison, wo ich mein früheres Leben fortsetzte, als ich erfuhr, daß der,

welche mir das Leben gegeben, der Tod drohe. Sofort verließ ich alles, um in ihren letzten Augenblicken gegenwärtig zu sein, und fand sie ruhig und in ihr Schicksal ergeben, ein himmlisches Lächeln auf ihren Lippen.

„Mein Sohn,“ sagte sie, „mein geliebter Sohn, Gott sei Dank! daß ich Dich noch sehe. — Ach! mein Sohn, wird er mir Deine Bekehrung nicht bewilligen? St. Momachus hat nicht inbrünstiger für seinen Augustin gebetet, als ich für Dich. — Sollte ich nicht erhört werden?“

„Nur mit Schluchzen konnte ich meiner Mutter antworten.

„Versprich mir,“ sagte sie im bittenden Tone; „oft auf meinem Grabe zu beten.“

„Ich schwöre es!“ rief ich bei ihr niederknieend.

„Sei denn gesegnet, mein Sohn, der Herr wird sich unsrer erbarmen.“ — Sie blickte gen Himmel und gab bald ihren Geist auf.

Thränen flossen über die Wangen des Greises; er unterbrach seine Erzählung; allein an der Bewegung seiner Lippen sah man, daß er betete. Nach einigen Augenblicken begann er wieder:

„Das fromme Hinscheiden meiner geliebten

Mutter machte einen tiefen und grausamen Eindruck auf mich, und noch lange fanden ihre so rührenden und feierlichen Worte ein Echo in meinem Herzen. Ihr Verlust kostete mir bittre Thränen; allein ich war jung, und weltliche Zerstreuungen nebst philosophischen Discussionen verwischten allmählig die Erinnerung ihrer letzten Augenblicke. Da traf, kaum ein Jahr nachher, meinen Vater ein Schlagfluß, und er starb fern von mir. Bei seiner Liebe, die er mir immer bewiesen, war mir sein Verlust nicht minder schmerzhaft. — Nun hatte ich nur noch eine Schwester, die zehn Jahr jünger war, wie ich, und fühlte mich daher bald einsam in der Welt. Seit einiger Zeit in einer achtbaren Familie aufgenommen, zeichnete ich ein junges Mädchen aus, das sanft und gut wie meine Mutter war. — Sie hatte Bildung, führte ein unterhaltendes Gespräch und besaß ein gutes Herz. Die Gewohnheit, sie zu sehen und zu hören wurde mir bald zum Bedürfniß; ihre Worte beruhigten mein Herz und erinnerten es an die Tugend; ich liebte sie und ihre würdigen Aeltern billigten unsern Bund. Die Hochzeit sollte nach Beendigung der Trauer über meinen Vater stattfinden.

„Mein Glück will ich Ihnen nicht zu schildern versuchen; es war der Art, daß ein himmlisches Licht mein Innres zu erleuchten schien; ich begann ein andres Leben.“

Bei diesen Worten verdüsterten sich die Züge des Greises; er blickte schweigend gen Himmel, gleichsam um Kraft zu sammeln. Dann ergriff er lebhaft meine Hand, hinzufügend:

„Mein ganzes Geschick zerstörte ein Augenblick; die, auf welche ich meine ganze Hoffnung setzte, wurde mir durch eine hitzige Krankheit entrissen. Meine Verzweiflung darüber war furchtbar; ich schmähte und leugnete Gott, dessen Hand ich verkannte. Mein Deismus war dahin, denn er gab mir keine Zuversicht, keinen Trost und keine Stütze wider solchen Schmerz; alles fehlte mir auf einmal.

„Damals sah ich in den Leiden der Menschen nur das launige Spiel eines blinden Geschicks, bei dem die Guten stets verloren. Bald schien mir das Leben bittrer Hohn einer boshaften Gottheit, bald nur ein Werk des Zufalls; eine ephemere Existenz, die mit dem Grabe endige. Vergebens suchte ich, wie kürzlich, meine Gedanken zu einem höchsten Wesen zu erheben. Zweifel und Widerwärtigkeit

hatten das matte Licht der Vernunft und die Eingebungen des Herzens vernichtet, und ich glaubte nur noch an die Nichtigkeit alles Irdischen und mein Unglück. Das Leben wurde mir so eine Last. Ich kannte seine Reize und angeblichen Freuden; was sollte ich noch auf der Welt? Voll des Vorsatzes zum Selbstmord, begab ich mich nach meiner Vaterstadt, um die Angelegenheiten meiner jüngern Schwester zu ordnen, und war toll und gottlos genug, mir zu meinem stoischen Entschluß Glück zu wünschen. Stunde und Tag meines Todes waren bestimmt; ich hatte Alles geordnet und vorbereitet, und der Stolz hatte mich bei diesen verhaßten Anstalten geleitet; denn ich wollte durch meinen Tod Aufsehen machen. — Was wäre aus mir geworden, hätte sich Gott nicht meiner erbarmet!

„Den Tag vor dem zum Selbstmord bestimmten Termin ging ich durch die Stadt und besuchte alle Spielplätze meiner glücklichen Kindheit; aber mein Herz blieb kalt dabei. Abends ließ ich meine Schwester kommen, die ich so feig verlassen wollte, und die, mich finster und aufgeregt sehend, mit ihrer sanften Stimme zu mir sagte:

„Was ist Dir denn, Bruder? Warum umarmst Du mich so heftig?“

„Diese Töne, junger Freund, waren die meiner Mutter, deren Andenken und Bild in diesem Augenblicke in meinem Innern auftauchten. Ich drückte meine Schwester an's Herz und konnte nur die Worte hervorbringen. „Wie gleichst Du unsrer Mutter! — meine Mutter, meine Mutter — ja, sie war's ohne Zweifel, die für einen armen Unsinnigen Gnade erhielt, denn eine Eingebung des Himmels kam mir zu Hülfe. Ich eilte nach ihrem so lange verlassnen Grabe, wo ich niederkniete und endlich Thränen fand. Wie erleichterten sie mein gepreßtes Herz und welche Veränderung ging plötzlich in mir vor. Die letzten Worte meiner Mutter auf ihrem Todbette kamen mir wieder in's Gedächtniß; ich hörte sie, empfing ihren Segen und die schreckliche Ueberzeugung, sie in einer andern Welt nicht wiederzusehn, machte mich schaudern. — Dieser Gedanke rettete mich; der traurige Entschluß, das Leben zu verlassen, erschien er mir in seiner ganzen Gottlosigkeit. Selbst ein Gebet an den Allmächtigen zu richten, wagte ich noch nicht; allein ich flehte um die Fürbitte meiner Mutter und mei-

ner tugendhaften Geliebten, die mich so oft auf den rechten Weg zurückzuführen versucht hatte.

„Die Stunden verflossen mir so in einer unbeschreiblichen Aufregung des Geistes und Herzens; Rührung, Scham, Freude und Reue bemächtigten sich abwechselnd meines Wesens. Was aus mir werden würde, wußte ich nicht; allein Gott war da, und ich fühlte, daß ein neues Leben, ein Leben der Sühne beginnen soll.

„Ich brachte die ganze Nacht auf dem Grabe meiner Mutter zu und riß mich erst mit der Morgenröthe davon los, um eilig die Stadt zu verlassen. Gott leitete ohne Zweifel meine Schritte; denn als die Sonne aufging, grade in dem zur Ausführung meines Verbrechens bestimmten Augenblicke, befand ich mich vor einem Benedictinerkloster. Die Glocke rief die Gläubigen zur Messe; ich trat in die Kirche und wohnte andächtig dem Gottesdienste bei. Der Allmächtige erhörte mein Flehen, sich meiner zu erbarmen, indem er mir den glücklichen Entschluß eingab, die Welt zu verlassen und mich ihm ganz zu widmen. — Nach der Messe verlangte ich den Superior des Klosters zu sprechen, und wie groß waren meine Ueberraschung

nnd Freude, als ich in ihm den Beichtvater meiner Mutter erkannte. Die Vorsehung sandte mir ihn zum Zeichen der Billigung meines eben gethanen Gelübdes. Er hörte mich gütig an, und rieth mir, keinen übereilten Entschluß zu fassen, der vielleicht nur in einer augenblicklichen Aufwallung und nicht in wahrem Berufe seinen Grund habe; allein alle seine von der Klugheit ihm eingegebnen Reden waren unnütz. „Gott will's so," gab ich ihm zur Antwort, „der sich meiner erbarmt hat, wie es mir meine arme Mutter in ihrer letzten Stunde versprochen."

Der Superior gab endlich meinen Thränen und Bitten nach und bewilligte mir das Noviciat. Von den Prüfungen, welchen mich der würdige Geistliche unterwarf, schweige ich. Sie waren langwierig, schienen mir aber leicht, so erfreut war ich, die Wahrheit gefunden zu haben und nicht mehr Zweifeln und Gewissensbissen zur Beute zu sein. Neue und gut geleiteten Studien ließen mich bald einsehen, daß mein Stolz allein mich gehindert habe, die Schwäche und Ungereimtheit der von mir so gerühmten philosophischen Systeme einzusehen. Ich demüthigte mich tief vor Gott, nnd mein Verstand

war jetzt im Einklange mit dem Herzen zur Verherrlichung des Herrn thätig.

„Ja mein junger Freund; ich war wiedergeboren und empfand die Wonne einer Seele, welche aus den Qualen der Hölle in's Paradies versetzt wird. Was sind die Freuden der Welt im Vergleich mit diesen frommen Entzückungen! — Wie schön ist die Religion, und wie süß, wahr und heilsam sind ihre Tröstungen für den, welcher das Richtige des irdischen Lebens erkannt hat!

„Täglich wurde ich demüthiger, eifriger im Dienste Gottes und dankbarer für die unendliche Gnade, daß er sich meiner erbarmt hatte. Als daher der Superior mir ankündigte, man habe mich für würdig erklärt, den Heiden das Evangelium zu predigen, warf ich mich vor dem Altar nieder, um Gott für diese Gelegenheit, meine frühern Verirrungen zu sühnen, zu danken.

„Meine Bestimmung war Ostindien. Zu dem Zwecke mußte ich die orientalischen Sprachen und Indiens Geschichte gründlich studiren, und mich zugleich an Entbehrungen aller Art gewöhnen. Mit Gottes Hülfe überwand ich alle Schwierigkeiten und

schiffte mich nach einem zweijährigen Aufenthalte im Missionskloster zu Marseille nach Pondichery ein.

Unterwegs hatte ich das Glück, mehre von der Schiffsmannschaft auf den Weg des Heils zurückzubringen. Es war dies der erste Tribut der Dankbarkeit, den ich Gott entrichtete, ein Beweis, daß meine Sendung gesegnet sein würde, worüber ich unsägliche Freude empfand.

„Zu Pontichery hatte ich bei den Missionairen, die sich von der Tüchtigkeit des aus Europa kommenden Bruders überzeugen wollten, neue Prüfungen zu bestehn. Sie hielten mich meines Berufs für würdig, und ich ging nun zu meiner Bestimmung ab. Viele Hindernisse nnd Gefahren erwarteten mich und öfters weniger stark als sie, fiel ich in traurige Muthlosigkeit. Aber bei der Bekehrung des ersten Heiden fühlte mein Herz himmlische Wonne, und mit frischem Eifer ergriff ich den Pilgerstab, um auf neue Eroberungen auszuziehen, glücklicher und stolzer," fügte der würdige Mann, mich ansehend, hinzu, „ja, glücklicher und stolzer darauf, als Alexander und Napoleon auf die ihrigen.

„Der gute Missionair schwieg, als bereue er diese Aeußerung der Selbstzufriedenheit und fürchte,

sich von einer Regung der Eitelkeit hinreißen zu lassen. Ich mußte ihn mehrentheils fragen, um ihn zu bewegen, seine Erzählung wiederaufzunehmen, deren Einzelnheiten hier zu wiederholen, zu weitläuftig sein würde. Es gnüge Ihnen, theurer Freund, zu wissen, daß der Missionair siebenundzwanzig Jahr in Indien theils unter den Maratten, theils am Hofe von Hyder-Ali und Tippo-Saib zubrachte. Zeuge des Kampfes des Letzteren gegen die Engländer, verließ er erst 1803 Indien, wo er gern, wie er mir sagte, sein Leben beschlossen hätte, wenn die englischen Geistlichen nicht durch alle mögliche Mittel die katholischen Missionaire zu verdrängen gesucht hätten, was ihnen leicht werden mußte, seit die Franzosen dort ihre Besitzungen und ihren Einfluß verloren hatten.

Der gute Priester mußte also zur Zeit des Friedens von Amiens, wieder Willen, nach Europa zurückkehren. Seitdem wohnte er in Marseille, dessen Klima für seine Gesundheit nothwendig geworden. Alter- und Kränklichkeit nöthigt ihn zu einem ruhigen Leben, was ihm, dem an's Wandern gewöhnten das Meiste kostete.

Nun theurer Lehrer, versicherte ich mit Unrecht, daß

mein Reisegefährte mich vor der Langenweile unterwegs bewahrt habe? Ich mußte ihm versprechen, ihn zu besuchen, ehe ich Lyon verließe, was auch gewiß geschehen wird, denn er hat auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht.

Den 6. Februar.

Gestern und heute früh besuchte ich die Merkwürdigkeiten und Etablissements von Lyon, vom großen Hospital bis zur Notre-Dame de Fourriere, und ging dann zu meinem Missionair, wo ich mehrmals klingeln mußte, ehe ich Einlaß erhielt. Der Bediente weinte; alles war düster, schweigend und unheilverkündend. Nach einigen Minuten hörte ich den schweren schleppenden Tritt meines neuen Freundes.

„Es freut mich," begann er, „Sie wiederzusehn."

In seinen Zügen eine Mischung von Schmerz und Freude bemerkend, fragte ich ihn: „Wie befindet sich Ihr Neffe?"

„Sehr schlecht erwiederte er seufzend, „aber seine Seele ist gerettet; Gott hat meine Reise ge-

segnet," fügte er, die Hände zum Himmel erhebend, hinzu, und sein Gesicht verklärt sich.

„Es war eine glückliche Idee von mir. — Das gute Kind! — Gott hat durch mich zu ihm gesprochen. Von meiner Eilfertigkeit lebhaft gerührt, weinte Julius Thränen der Dankbarkeit bei meinem Anblick — dann wurde er gut und ruhig. — Armer Julius, wie er litt! — Ich sprach mit ihm von einem bessern Leben das ihn erwarte, er hörte mich an, wurde gerührt, und Gott that das Uebrige. — Jetzt ist er zur bessern Einsicht gekommen."

Eine Klingel ließ sich hören.

„Man ruft mich," sagte der gute Geistliche; „adieu, mein junger Freund. Möge Gott mein Gebet erhören und Sie nicht bis an die Pforten des Grabes auf seinen Glauben warten lassen."

Als er mich umarmt hatte, machte ich ein halbe Kniebeugung, und bat um seinen Segen, dann verließ ich ihn weinend, wie man einen guten Vater verläßt, den man nicht wiedersieht. Auf dem Rückwege trat ich in eine Kirche und betete für die Meinen — und mit schweren Herzen traf ich meine letzten Anstalten, um in den Wagen zu steigen, der mich aus dem Vaterlande bringen sollte.

Sechstes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Traurige Stimmung bei meiner Ankunft in Genf. — Studienplan. — Bemerkungen über Genf und den Charakter seiner Einwohner. — Tod des Herzogs von Berry. — Die Professoren Manget und Schaub. — Rousseau's Haus.

Genf, den 8. Februar 1820.

Ich bin traurig und niedergeschlagen, denn mein Vaterland liegt hinter mir, und Gott weiß, wenn ich dahin zurückkehre. Um elf Uhr Nachts kamen wir nach Genf, derb erfroren von der Bergluft. — Düstre Gedanken umlagerten mich, und meine Stimmung wurde noch mürrischer, als ich im Vorbeifahren hell erleuchtete Fenster sah und Tanzmusik hörte. Man vergnügte sich also, und ich armer Fremdling litt, ohne von diesen glücklichen Wesen beachtet zu werden. Diese Heiterkeit machte einen übeln Eindruck auf mich, und um nichts mehr daran zu sehen und zu hören, lehnte ich mich zurück.

Trotz meiner Erschöpfung, floh mich der Schlaf

und die ganze Nacht stand mir Paris mit seinen Festen, seinen Freuden und tausend Zaubern vor Augen. — Die Einbildungskraft weiß so trefflich allem, was wir früher aus Ueberdruß verwarfen, frischen Reiz zu geben. — dann machte das Herz seine Rechte geltend, und ich bedauerte meine Familie und meine Freunde. — Die freiwillige Entfernung war nun ein Exil, — Leider dachte ich noch diesen Morgen nicht anders. Der schöne See unter meinen Fenstern wird von keiner Barke belebt; die ihn umgebenden Hügel sind schneebedeckt, der Nordwind pfeift, die Straßen sind öde und in meinem Hôtel herrscht Grabesstille. Eine traurige Stadt zu einem jahrelangen Aufenthalte! Gott gebe mir den Muth dazu!

Den 14. Februar.

Acht Tage sind vorbei; ich habe mich zur Noth bei einer armen Wittwe eingerichtet, und zwar für einen Pariser Elegant unglaublich ökonomisch. Meine Freunde der großen Welt würden es nicht für möglich halten, sich zu einer solchen Mittelmäßigkeit zu verurtheilen, und doch ist nichts leichter wie diese Entbehrungen, wenn man einen edlen

Zweck vor sich hat; ist Dame Eitelkeit einmal besiegt so findet sich das Uebrige von selbst.

Das dringendste und Schwierigste wäre nun ein zweckmäßiger Studienplan, der mit meinem Charakter und meinen Fähigkeiten in richtigem Verhältnisse steht. Bis eigenes Nachdenken und guter Rath diesem Bedürfniß abgeholfen haben, wiederhole ich einstweilen, damit jeder Tag seine Frucht trage, die französische Geschichte, um sie gründlich kennen zu lernen, auch habe ich meine Lieblingsautoren, die Mathematiker Bezout, Legendre und Biot, wieder vorgenommen. Habe ich fünf bis sechs Stunden gearbeitet, so gehe ich spazieren, nicht in der Stadt, wo man in einer halben Stunde leicht herumkommt sondern in ihrer Umgebung, die im Sommer entzückend sein muß.

Nach dem Mittagsessen verwende ich einige Augenblicke darauf um die Pariser Journale zu überlesen und gehe wieder nach Hause, um den Abend bei meiner Wirthin hinzubringen, einer strengen Protestantin und noch mehr als das, denn sie gehört zu einer Art pietistischer Secte, die ihre Kapelle am Thore von Genf hat. Die gute Frau ist arm wie Hiob; fortwährendes Unglück hat sie getroffen, und

doch ist sie ruhig und resignirt wenn sie Abends aus der Predigt nach Hause kommt.

Den 15. Februar.

Genf auf seinem Hügel, mit den unnützen begrenzenden Festungswerken, seinen herrlichen Häusern und engen bergigen Straßen, hat viel ähnliches von einem Bienenkorbe, wo alles fortwährend und geräuschlos mit Eifer zur Vermehrung des gemeinsamen Schatzes an Reichthum und Wissenschaft beiträgt. Während nämlich eine große Anzahl von seinen Bewohnern ihr Vermögen durch die Uhrmacherkunst und Banquiergeschäfte daheim mehren, oder wie wahre Bienen Europa durchstreifen, sich bereichern und zurückkehren, um ihrer Vaterstadt ihren Tribut zu bringen, suchen andre durch gründliche Studien sich Kenntnisse zu erwerben und den berühmten Namen, auf die Genf stolz ist, neue hinzuzufügen.

Daher darf man sich nicht wundern, daß Fremde in dieser betriebsamen Stadt wie Eindringlinge betrachtet werden, die man nur unter der Bedingung duldet, daß sie die vaterländischen Schätze entweder durch ihr Wissen, oder ihren Beutel mehren

helfen. Ob sie Unrecht daran thun, kann ich bei meinem kurzen Aufenthalte nicht beurtheilen; allein gewiß ist, daß Jedermann von Verstand und Herz den Werth der Zeit hier kennen und sie benutzen lernen kann, und daß man, abgesehn von dem etwas pedantischen Tone der Herrn Genfer, bei ihnen nur zu gewinnen vermag, weil man sich durch ihr Beispiel bald von der Wahrheit des Grundsatzes: „Besser ist's zu sein, als zu scheinen" — überzeugt haben wird, der bisher leider nicht der meinige war.

Was thut's, daß sie in ihren Gesprächen und Manieren kalt, zurückhaltend und spruchreich sind, und daß ihre Stadt den Müßigen keine Zerstreuung bietet? Geräuschvolle Lustbarkeiten oder Liebenswürdigkeiten der Salons suchte ich ja nicht in Calvins Vaterlande, sondern Muster von Arbeitsamkeit, Kenntnissen und hauptsächlich von Tugenden, und wäre ich so glücklich, meine intellectuelle und moralische Wiedergeburt hier zu bewerkstelligen, wie viel verdankte ich nicht den Genfern!

Den 16. Februar.

Wie alle Republiken der Welt, von dem großen und alten Rom bis zu dem kleinen und neuen St.

Marino, hat Genf seine Patricier und Plebejer, die hier „Leute von oben" und „von unten" heißen, ohne Zweifel in Folge des alten Gebrauchs, daß die reichen Familien den obern Theil der Stadt bewohnen, wärend Handeltreibende und Künstler fast alle an den am See gelegenen Quartieren wohnen.

Diese sociale Hierarchie, von der kein Volk, so klein es sein mag, ausgenommen sein dürfte, wurde Veranlassung zu Eifersucht und Zwietracht, die, je nach Zeit und Umständen, mehr oder weniger heftig waren; allein es entstand auch ein Geist der Nacheiferung daraus, der nicht wenig dazu betrug, unter den positiven Landsleuten Rousseau's Kenntnisse und Aufklärung zu verbreiten.

Was die Wichtigkeit betrifft, womit die Genfer ihre Wälle und ihre Regierung betrachten, so lacht man darüber und ich anfangs auch; aber eine kurze Ueberlegung reicht hin, um sich zu überzeugen, daß Vaterlandsliebe nicht nach der Größe des Gebiets zu messen ist, und daß es in den Augen kluger und guter Bürger keine kleine Nationalität giebt.

Wie gesagt, man muß in Genf nicht französische Plaudereien und Artigkeiten der Salons suchen. Nein,

alles ist dort noch zu sehr dem Einflusse des strengen Calvinismus und der trocknen Berechnung unterworfen, als daß man jene Abgeschliffenheit der Sprache und jene Umgänglichkeit finden könnte, die unsre geselligen Kreise charakterisirt.

Die Genfer, von Natur wenig galant, bedürfen zur Erholung von ihrem Tagewerk einiger ungenirten Gesellschaften, wo man ohne große Kosten Zerstreuung und zugleich das Mittel, nicht ganz müßig zu sein, finden kann.

Ohne Zweifel besuchen sie zu diesem Zwecke fortwährend die Clubs, die zur Zeit ihrer bürgerlichen Unruhen entstanden. Diese zahlreichen Clubs, hier Cirkel geheißen, theilen sich in Colonien und Kasten. Selten wird ein fremder in diese Privatgesellschaften eingeführt, welche hierin wesentlich von dem Leseclub verschieden sind, wo jeder anständige Mann ohne Umstände zugelassen wird, wenn ihn drei Mitglieder der Gesellschaft vorstellen. Dies litterarische Etablissement, dessen zahlreiche Bibliothek und reiche Sammlung von Journalen mir von so großem Nutzen sind, gehört gewiß zu den wichtigsten und nützlichsten Anstalten der Art. Indem es Studirenden wie Gelehrten, Fremden wie Einheimischen

eine unerschöpfliche Quelle von Belehrung und Aufklärung bietet, haben die Genfer zum Glück bewiesen, daß Geisteswerke Gemeingut sein müssen, und daß in Rücksicht auf Intelligenz keine Ausschließung stattfinden darf. Deshalb verdienen sie alles Lob, und wollte Gott, daß die bedeutenderen Städte unsres Frankreichs eines Tags solche Institute erhielten.

Den 17. Februar.

Der Herzog von Berri ist todt — ermordet von einem Elenden, Namens Louvel. Alles ist hier voll Erwartung auf den Entschluß der französischen Regierung und die Gesetze, welche die Minister den Kammern vorlegen werden. — Was wird das Resultat sein? — Gott weiß es.

Den 25. Februar.

Die so gefürchteten Reactionen haben nicht auf sich warten lassen; unconstitutionelle Gesetzentwürfe wider die Freiheit der Personen und der Presse sind den Deputirten vorgelegt worden. — Die Royalisten reden laut von repressiven Maßregeln und Staatsstreichen. Ach! mein armes Vaterland, bist du denn zu steten Revolutionen bestimmt?

Wie gern ich mich auch einzig mit dem, was in Frankreich und den Kammern vorgeht, beschäftigen möchte, so will ich mich doch mehr wie je an meine Bücher fesseln; denn wehe mir, wenn ich sie jetzt vernachlässigte — das Uebel würde unheilbar sein.

Um mich besser gegen meine eigne Unbeständigkeit zu sichern, und meiner zu schwachen Einsicht zu Hülfe zu kommen, entschloß ich mich, Herrn Manget, einen sehr ausgezeichneten Professor, zu Rathe zu ziehen, damit er meine Studien leite und mir Stunden gebe. Er hält es für vortheilhaft, wenn ich politische Oekonomie studire und zugleich meine Lectüre und historischen Excerpte fortsetze. „Es ist eine Wissenschaft," sagte er, „die jetzt Keiner entbehren kann, der eine politische Carrière machen will; vorzüglich aber haben die, welche Mitglieder einer gesetzgebenden Versammlung werden wollen, in diesem Fache Nachforschungen nöthig, an welche sich die wichtigsten socialen Fragen knüpfen.

Professor Manget, der ebenso geistreich wie gelehrt ist, drückt sich gewandt aus, ist deutlich in seinen Erklärungen, und unterrichtend und anziehend

in seine Vorträgen. Seine Unterrichts-Methode scheint mir sehr passend für einen jungen Mann meines Alters, der hauptsächlich nöthig hat, daß man ihm Weg und Ziel zeigt, ohne ihn jedoch zu sehr am Gängelbande zu führen. Er versichert mich, daß ich viel Geschmack an der Staatsökonomie finden würde, und, was noch besser ist, daß sie mich allmählich dahin führen würde, den Kreis meiner Kenntnisse auszudehnen, indem sie mir den Maaßstab zu allem gäbe, was ich lernen müsse, um sie gehörig kennen zu lernen und anzuwenden.

Manget rieth mir noch, Englisch zu lernen, und zwar, wie er hinzufügte, möglichst schnell. Dies soll auch geschehen; die mangelnde Zeit breche ich mir am Schlafe ab Wie oft verbrachte ich nicht in Paris ganze Nächte, meine Börse zu leeren und meine Gesundheit zu ruiniren, und kann sie also jetzt wohl zum Studiren anwenden. Wer hätte mir jedoch vor kaum einem Jahre gesagt, daß ich den Balcon der Oper, den grünen Tisch, die Quadrillen der Salons und deren blendendes Kerzenlicht mit einem matt erleuchteten, mehr als bescheidnen Zimmer und einigen Büchern auf einem wurmstichigen Tische vertauschen würde? Wer würde

den glänzenden jungen Mann der Hauptstadt, den Elegant à la Mode in diesem einfach gekleideten Studenten wiedererkannt haben, der an nichts denkt, als Kenntnisse zu erwerben? Der Kontrast ist so schneidend und die Verwandlung so plötzlich und vollständig, daß ich manchmal darüber erschrocken bin. — Nicht etwa, als ob ich mich nicht ruhiger, ja selbst zufriedener fühlte, als in dem Wirbel von Paris; aber sollte mich mein Muth verlassen! — Und ich brauche welchen, kann ich sagen, um in meinen Jahren allen Vergnügungen zu entsagen. — Nein, ich werde nicht unterliegen; Eigenliebe und Scham werden mich aufrecht erhalten, wenn ich straucheln sollte. Hier, wie im Kriege, heißt's „Vorwärts!"

Den 25. März.

Meine Jugendarbeiten haben mich, denke ich, über das Studium der Mathematik getäuscht. Trigonometrie, Kegelschnitte, Algebra, beschreibende Geometrie — ah, wie schwierig und zeitraubend! und hätte ich nicht den geschickten und vortrefflichen Professor Schaub zum Lehrer, so würde ich dem a × b, Ebenen und Sphären um so lieber Lebe-

wohl gesagt haben, als mein Budget dadurch lichter geworden wäre. Allein wie soll man Professor Schaub, diese Ausnahme von den fast immer so langweiligen Mathematikern, verlassen, hat man ihn einmal kennen gelernt?

Es ist ein kleiner Mann mit breitem Gesicht und heiterer Physiognomie, der immer ein Scherzwort auf seinen dicken Lippen hat. Seine mit einer enormen Brille bewaffneten Augen sind manchmal lebhaft und glänzend, manchmal düster und matt, je nachdem er mehr oder weniger getrunken hat. Die in's Blauroth spielende Nase harmonirt vollkommen mit dem Karmin seiner Backen und der muntern Farbe des dreifachen Kinns. Uebrigens ist er so wohlbeleibt, daß seine Kleider, die nie zugeknöpft sind, einen dicken Schmeerbauch sehen lassen, der ziemlich einem vorgeschobenen Sturmbock gleicht, um der übrigen Masse Platz zu machen. Denkt man sich nun auf sein enormes Haupt einen Hut à la Bolivar und einen Stock unter dem kleinen Arm, so ist der sehr ehrenwerthe und achtbare Professor Schaub fertig, wie er gegen Abend aus der Stadt spaziert, um ruhig einige Flaschen weißen Wein zu trinken.

Um übrigens Schaub volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich sagen, daß er vielseitige Bildung, Witz und einen offnen, treuen Sinn besitzt. Geachtet von Allen, die ihn kennen, dürfte ihm nicht leicht einer als Professor der Mathematik überlegen sein. Wenn ich also kein geschickter Geometer werde, so ist's meine Schuld, und nicht Mangel an Geschicklichkeit von seiner Seite.

Den 10. April.

Ich besuchte das Haus, wo Rousseau geboren wurde. Beim Anblick der unansehnlichen Wohnung, worin die Kindheit des großen Schriftstellers verfloß, wurde mir deutlicher wie je, daß das Genie die schönste, edelste und neidenswerthste Gabe der Gottheit sei. Durch sie trat der Sohn eines bloßen Uhrmachers aus seiner Dunkelheit und wußte die Blicke der Welt auf sich zu ziehen, die er durch seine unsterblichen Schriften in Erstaunen setzte. Glück, Macht, selbst die königliche Würde erblaßten vor dem Ruhme seines Namens, und seine Wiege flößt mehr Enthusiasmus ein, als jene Paläste, wo die Großen der Erde geboren wurden und von Generation zu Generation lebten, ohne die ge-

ringste Spur von Gemeinnützigkeit hinter sich zu lassen.

Warum mußte doch das helle Licht dieser hohen Intelligenz so oft von Seltsamkeiten und den traurigen Folgen einer kränkelnden Einbildungskraft und stolzer Reizbarkeit leiden? — Vielleicht, um mit meinem Missionair zu reden, wollte uns das höchste Wesen durch den Fall dieser Herrscher im Reiche der Gedanken einen Beweis mehr geben, daß der Mensch, und wäre er das größte Genie, doch nur eine Mischung von Mangel und Vollkommenheit und vielleicht mehr zu beklagen als zu bwundern ist. — Nehmen wir uns den unglücklichen Rousseau zum Beispiel, und vergessen nie, ohne seinem schöpferischen Geiste die Huldigung zu versagen oder den edlen Wunsch aufzugeben, durch Arbeit und Beharrlichkeit die höchste Stufe der Intelligenz zu erreichen, vergessen nie, sage ich, daß Größe des Herzens der des Verstandes vorgeht.

Siebentes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Mein Budget. — Die arme protestantische Wittwe. — Fashionable Pension bei der Frau von Molle. — Lesegesellschaft

Genf, den 27. April.

Sei unbesorgt, liebe Schwester, über meine geringen Mittel. Obgleich mir mein Vater ein für sein Vermögen wenig beträchtliches Jahrgeld ausgesetzt hat, so bin ich doch damit zufrieden, theils weil es eine billige Ausgleichung meiner frühern Verschwendung ist, theils weil ich überzeugt bin, daß diese bescheidne Summe die noch kürzlich die Ausgaben eines Monats nicht bestritten hätte, jetzt ein ganzes Jahr reichen wird. — Du siehst also wohl, daß ein Geist der Weisheit mich zu beherrschen anfängt.

Nach Sicherung meines Budgets verließ ich unverzüglich die traurige und düstere Wohnung bei meiner armen Wittwe; es fehlte mir dort an frischer Luft und Licht, und meine Gesundheit begann darunter zu leiden, trotz der Sorgfalt der würdi-

gen Frau für mich. Auch schied ich nicht ohne Bedauern von ihr; denn sie empfing mich ja zuerst in diesem Lande, das nicht mehr Frankreich ist, obgleich man seine Sprache dort spricht, und tröstete mich, selbst hart geprüft und doch so resignirt, wenn ich muthlos werden wollte. Oft werde ich sie noch besuchen, um, durch ihr Beispiel angeregt, fester auf dem schmalen Pfad der Pflicht und Tugend zu wandeln.

Aus der niedern Stadt, wo die treffliche Wittwe wohnte, passirte ich auf einmal in die höhern Regionen und logirte mich in eine jener Privatpensionen, deren man in Genf mehr als irgendwo findet. Gewöhnlich machen Damen die Wirthinnen, die nicht Vermögen genug haben, um von ihren Renten leben zu können, und diesem Uebelstande durch die Börse einiger Tischgenossen abzuhelfen suchen.

Frau von Molle, meine neue Wirthin, ist eine muntere Wittwe zwischen funfzig und sechzig Jahren, die sie aber durch eine gewählte Toilette und gewisse jugendliche Manieren bestens zu verbergen sucht. Trotz ihrer Ziererei ist sie eine gute, gegen jeden, hauptsächlich gegen die fetten Zahler, wie die Engländer, gefällige Frau. Erschrecke nicht vor dem

Worte „fette Zahler," denn kann man sich mit dem Himmel abfinden, so geschieht dies auch mit diesen Damen, die gern honnetten und liebenswürdigen jungen Leuten, die unter ihrer mütterlichen Pflege lange Tage zubringen sollen, einige Erleichterung gewähren. Bin ich den nachsichtigen Augen der Frau von Molle in diesem Lichte erschienen? — Meine Eigenliebe schmeichelt mir damit, und meine Börse befindet sich wohl dabei.

Ehe ich eine statistische Notiz über meine neue Einrichtungen gebe, muß ich Dir sagen, daß in Genf diese Art von Pensionen sehr Mode sind, und daß viele Personen von sehr guter Familie welche halten. Fremde verlangen sogar öfters und erhalten als eine Gunst, an den Tisch dieses oder jenes berühmten Professors zugelassen zu werden, um von seinem Gespräch Nutzen ziehen zu können und leichtern Zutritt in die Gesellschaft zu erhalten. Freilich kostet diese Ehre bis zu tausend Francs monatlich; allein sie können die feinen Witze und tiefen Sentenzen, welche sie vom Botaniker Decandolle, dem Physiker Pictet und dem famösen Chemiker Delarive hörten, in ihr Journal schreiben und damit paradiren. Berühmtheit wird hier bezahlt wie jeder andre Werth.

Um auf die Pension der Frau von Molle zurückzukommen, so muß ich Dir sagen, daß man dort, wie in allen übrigen Anstalten der Art, ziemlich schmale Kost hat, trotz der vielen Mahlzeiten; allein in Genf geht die geistige Nahrung der körperlichen vor, und von allen häuslichen Tugenden sind Sparsamkeit und Nüchternheit die beliebtesten. Wir haben dort auch einen gemeinschaftlichen Salon, den jeder am Tage beliebig besuchen kann, und wo Abends Thee getrunken, etwas Musik gemacht und manchmal auch getanzt wird.

Unsre kosmopolitische Familie besteht in diesem Augenblicke aus einem deutschen Guitarrenlehrer, den ich zuerst nenne, weil er seit Begründung der Pension da ist, und man nicht leicht ein lustigeres Original finden könnte, einem jungen englischen Ehepaar, das seit vier Jahren in einer einspännigen Kalesche sentimentale Reisen macht, einer protestantischen Familie des südlichen Frankreichs, einem jungen irischen Geistlichen, einem spanischen Offizier, einem bayrischen Baron und einem berühmten russischen Naturforscher, der diese lebendige Polyglotte vollständig macht.

Mehr noch der guten Anordnung unsrer Wirthin als

dem Local verdanken wir es, daß jeder von uns bequem wohnt. Mein Zimmer geht nach den Wällen, über die ich zum Glück wegsehen kann, denn außerdem würde ich weder das reizende Dorf Plein-Palet, das nur den Sturz der Festungswerke erwartet, um einen Theil der Stadt auszumachen, noch Caroug, ein vielversprechendes Städchen, noch den Berg Salève, der zur Linken seinen Kamm und seine kahlen Seiten ausdehnt, noch endlich die majestätische Bergkette des Jura erblicken, die rechts den Hintergrund der Landschaft bildet, und dem Auge ihre ersten Glieder, mit Lusthäusern besetzte grüne Hügel, zeigt.

Noch vergaß ich, Dir zu sagen, daß ich, dem festen Drängen des lustigen Derworth, so heißt der Guitarrenlehrer, nachgebend, die Musik wieder vorgenommen habe, und unter der Leitung einer Französin und ihres Gatten, beides ausgezeichnete Künstler, die im Hause wohnen, sogar singe. Es ist dies eine Erholung von meinen ernsten Studien, wozu jetzt noch Italienisch gekommen ist. Ich werde mir täglich von meinem ohnedies kurzen Schlafe noch eine volle Stunde abbrechen müssen; aber es thut nichts, um welchen Preis, was nicht zu seiner Zeit

geschah, jetzt ausgeführt wird, und lieber würde ich vor Arbeit umkommen, als mich mit den hochgelehrten und hochmüthigen Genfern in Kenntnissen nicht auf gleichen Fuß zu stellen suchen.

„So wohlthätig wirkt ein gutes Beispiel!" würde mein lieber Professor G... ausrufen, und mit vollem Recht. Um daher noch mehr mit Gelehrten in Berührung zu kommen, will ich dem Leseclub beitreten, wo ich anfangs nur als Gast vorgestellt wurde, während ich jetzt, zu meiner großen Freude, zahlendes Mitglied davon geworden bin. Für mich ist dies von nicht zu berechnendem Vortheil; denn ich kann nun jedes Buch unsrer reichen Bibliothek, nach meiner Wahl und meinem Bedürfniß, mit nach Hause nehmen. Außerdem treffe und höre ich täglich in den Salons, was nicht der geringste Gewinn in meinen Augen ist, die verdienstvollsten Männer, wie Dumont, den Uebersetzer und Mitarbeiter Bentham's, Pictet, Decandolle, Rossi und Andre mehr, deren Achtung zu erwerben und Rathschläge zu empfangen ich mich glücklich schätzen würde.

Bis mir diese ausgezeichnete Ehre zu Theil wird, beobachte ich sie und suche ihre belehrenden Gespräche zu benutzen, theils um meine Meinungen

zu berichtigen, theils mich in meinen Studien zu befestigen und zu leiten. Dies, liebe Schwester, sind die köstlichen Vortheile, welche ich in dieser litterarischen Gesellschaft, dem Mittelpuncte von gelehrter Nacheiferung und Aufklärung, genieße. Das ist das wissenschaftliche Heiligthum, wo die Jugend aller Länder Liebe zur Arbeit gewinnen und zugleich mit Nutzen aus den unversiegbaren Quellen der Intelligenz und Wissenschaft schöpfen kann. Glücklich ist die Stadt, welche durch dies ebenso umfassende als gastliche Institut zum Fortschritt der Civilisation beitragen kann. — Adieu, der Himmel segne Euch Alle!

Achtes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor S.

Moralische und intellectuelle Wiedergeburt. — Sind die Genfer religiös? — Verdienst der Genfer Damen.

Genf, im Mai 1820.

Die rührende Theilnahme, von der Sie Ihrem ehemaligen Schüler fortwährend Beweise gaben, flößt Ihnen, würdiger Freund, jetzt auch den Wunsch

ein, von ihm etwas über seine Pläne für die Zukunft und seine gegenwärtigen Studien zu erfahren. Sie wünschen auch von ihm Mittheilungen über Genf, gewissermaßen eine religiöse, moralische und industrielle Statistik dieser gelehrten Republik. Die Sache ist schwierig für einen so wenig erfahrnen Beobachter, wie ich es bin, indeß will ich Ihnen zu genügen suchen, indem ich Ihnen die ersten Eindrücke wiedergebe, welche Sitten und Lebensart der hiesigen Einwohner auf mich machten, mich aber im Voraus anheischig mache, meine Ansichten zu modificiren, wenn die Zeit oder Beobachtung mich überzeugen sollten, daß ich im Irrthume sei.

Vor Allem und um mit wenig Worten, was mich persöhnlich angeht, abzumachen, muß ich Ihnen mit Freuden sagen, ich sollte fast hinzufügen mit Stolz, daß diese Rückkehr zu einem besseren und klügeren Leben, diese gründliche Reform, deren bloße Absicht Ihnen schon so lobenswerth schien, nicht wieder sofort aufgegeben wurde, wie viele ähnliche Vorsätze. Nein, die Stunde der Wiedergeburt hat für Ihren Schüler geschlagen; nichts kann ihn mehr von seiner arbeitsamen Laufbahn abbringen und in jenen leichtsinnigen Müßiggang zurückversetzen, der

Ihnen so tiefe Seufzer entriß, und Sie bei dem Gedanken an die glücklichen Tage seiner Kindheit äußern ließ: „**Quantum mutatus ab illo!**“ *)

Manchmal habe ich allerdings noch Anfälle von Muthlosigkeit und bedaure die verlornen Freuden; allein der Wille ist fest, und ehe ich meinem unbeständigen Naturell nachgebe, wäre ich im Stande, mich wie Alfieri an den Arbeitstisch mit Ketten anzuschließen. Sie sehen also, daß meine intellectuelle und moralische Besserung etwas vorgeschritten ist, und daß das **Labor improbus omnia vincit** **) mehr und mehr seine Früchte tragen wird.

Meine bisherigen Fortschritte in Kenntnissen müssen einem Gelehrten wie Sie gering scheinen; allein dies Wenige ist schon ein Gegenstand für den, dessen wissenschaftliche Bagage leider so leicht war, und dann ist ja bekanntlich der Anfang stets am schwersten. Soll ich jetzt sagen, worin dieser Anfang besteht, und wie weit ich in der Geschichte, Mathematik, Staatswissenschaft und in den Sprachen gekommen bin? — Nein. — Aus reiner Eitel-

---

*) Wie sehr hat er sich seitdem geändert!

**) Beharrliche Arbeit überwindet alles.

keit, muß ich gestehen, will ich lieber noch einige Monate warten, damit die Resultate vollständiger und zufriedenstellender sind. Es sei Ihnen jetzt genug, daß ich keine Minute unnütz verstreichen lasse, und daß ich, Dank dem Rathe und Unterricht des Professors Manget, in dem scholastischen Labyrinth festen Trittes wandle.

Was ihre erste Frage betrifft: Sind die Genfer noch so religiös, wie man sie uns vor zwanzig Jahren schilderte?" — so glaube ich sie verneinen zu müssen. Weltliche und geistiche Revolutionen haben auf sie wie auf andre Völker ihren Einfluß geübt, und ihre berühmte Devise: „**Post tenebras lux**" hat sie nicht vor dem verhängnißvollen Einfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts bewahrt.

„Obgleich also Kirchen und Predigten vielleicht noch so besucht werden wie zu Rousseau's Zeiten, obgleich der religiöse Rigorismus sich noch bei manchen Gelegenheiten zeigt, und das geistliche Seminar voller ist, wie zu jeder andern Zeit, so behaupte ich doch unbedenklich, daß der früher so starke evangelische Glaube beträchtlich geschwächt worden ist, und allgemein, zumal unter den Männern, einem reinen Deismus Platz gemacht hat, dessen einziges

Symbol das Glaubensbekenntniß des savoyardischen Vicars ist.

Allerdings scheinen die Geistlichen gegen dies immer zunehmende Verlassen der geoffenbarten Religion anzukämpfen, und einige eifrige Reformirte erheben noch manchmal die Stimme, um ihren Brüdern neuen Eifer einzuflößen; allein diese Bemühungen haben kein andres Resultat, als den schon so schwankenden Baum des Protestantismus mehr und mehr zu erschüttern, indem sich neue Secten bildeten, deren eifrige Anhänger, statt durch ihr Beispiel die Lauen oder Verirrten zu bekehren, sie vielmehr durch ihre Uebertreibung und Intoleranz zum völligen Unglauben treiben.

In religiöser Beziehung ist Genf also in Verfall, und man könnte fast die Zeit bestimmen, wo das protestantische Rom noch mehr als gleichgültige Deisten und spitzfindige Theologen in seiner Mitte haben wird.

Ein Umstand scheint aber noch lange die religiöse Auflösung von Calvin's Familie aufzuhalten, nämlich die regelmäßigen Sitten der Genfer, welche man ihnen füglich nicht absprechen kann. Die Antwort auf Ihre zweite Frage ist also bejahend in

diesem Puncte, verehrter Lehrer. — Ja, man trifft hier mehr häusliche Tugenden, mehr Einigkeit und Glück in den Familien, als in irgend einer Stadt Frankreichs; die practischen Vorzüge sind das natürliche Erbe der Genfer, denen man allerdings einige Fehler ihres Naturels und ihrer Erziehung vorwerfen kann, die aber nichts destoweniger treffliche Muster von einsichtsvollen und treuen Gattinnen und untadlichen Müttern aufzuweisen haben.

Ich weiß sehr wohl, daß die meisten hiesigen Damen die Schöngeister und Sentinentalen spielen, was anfangs den Fremden betroffen macht und ihn bedauern läßt, so das reelle Verdienst durch eine kindische Affectation in Schatten gestellt zu sehen. Auch weiß ich, daß man sie der Prüderie und manchmal der Langweiligkeit beschuldigt, wenn sie gelehrt scheinen wollen; allein ich wiederhole es, wie geziert auch ihre Haltung und Sprache sein mag, sie verdienen, was viel ist, das Lob, häuslichen Sinn mit Geist und Gemüth zu verbinden.

Was kommt darauf an, daß sie in der Kunst zu gefallen weniger erfahren sind, und daß es ihnen an Anmuth und Gesprächigkeit fehlt? Empfingen sie nicht vom Himmel die schönste Gabe, welche

sich Frauen wünschen können, nämlich die, ihre Gatten glücklich zu machen und ihre Kinder gut zu erziehen?

Uebrigens werde ich bei gelegnerer Zeit auf die Genferinnen und ihren Unterricht zurückkommen, der vielleicht zu allgemein ist, um nicht einige Inconvenienzen für die arbeitende Klasse zur Folge zu haben. Jetzt beschränke ich mich darauf, zu sagen, daß französische Anmuth mit dem praktischen Sinn einer Genferin vereint etwas Wünschenswerthes wäre, um in der Ehe der Glücklichste unter den Glücklichen zu sein.

Neuntes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Gesetz des doppelten Votums. — Staatswissenschaftliche Studien. — Ausflug nach dem Saleve. — Voltaire und Frau von Stael. — Saint-Antoine und la Treille. — Pappon's Kaffeehaus und dessen Besucher.

Den 25. Mai.

Nur Frankreich beschäftigt mich; die Debatten über das Gesetz des doppelten Votums beleben sich in der Deputirtenkammer, und ganz Frankreich, ja

ganz Europa folgt theilnehmend und ängstlich der Entwicklung dieser Krise, wo die Parteien sich offen aussprechen und die retrograden Ideen mit den neuen, die stationairen Männer, deren Carrière gemacht ist, mit einer nach Auszeichnung begierigen Jugend im Kampfe sind. Alle meine Ideen sind auf diesen großen und feierlichen Streit gerichtet, wie sehr ich mich auch bemühe, sie davon abzuwenden. Ich bin in Gedanken in der Kammer bei den Discussionen, höre die Redner und applaudire. — Aber fort mit dieser Aufregung — zurück zu meinen Büchern! Vielleicht habe ich auch einst die Freiheiten meines Vaterlandes von der Tribune herab zu vertheidigen, und muß mich also durch Studien darauf vorbereiten.

Den 30. Mai.

Smith, Garnier, Tracy, Say, Sismondi, Ricardo und Malthus liegen offen auf meinem Tisch; Smith, der würdige Begründer der politischen Oekonomie als Wissenschaft, welche Say in Ordnung brachte und die Uebrigen vervollkommneten. Wie viele Bände über eine noch in der Wiege befindliche Wissenschaft, deren erste Elemente vor sechzig Jah-

ren noch Niemand kannte, und deren Kenntniß, sagt man, bedeutende Verbesserungen in der innern und äußern Politik der Staaten zur Folge haben wird. Diese Wichtigkeit derselben, wovon ich täglich mehr überzeugt werde, vermag allein mich an dies oft trockne Studium zu fesseln, und zu hindern auf den Bergen umherzulaufen, und das schöne Wetter zu genießen. Ach! wie sehr bedarf ich des Muthes, um der Versuchung nicht zu unterliegen, diese grünende Fluren zu durchstreifen; das Herz würde sich dabei erweitern, die Gesundheit gewinnen und die Einbildungskraft sich bereichern. Statt der trocknen Nomenclatur der Kapitel von Say hätte ich das große Buch der Natur vor mir, den Mont-Blanc, den schönen See und den durchsichtigen blauen Himmel. — Fort denn, meine Stimmung ist mehr dichterisch als wissenschaftlich.

Ermüdet komme ich zurück. Eine Stunde von hier ist der Saleve, ein Berg, der, vom Jura gesehn, Genf zur Schutzmauer zu dienen scheint. Ich erklimmte seinen Gipfel und blieb dort Stundenlang in Anschauung versunken. Rechts sah ich den ganzen See bis Lausanne und Vevay, vor mir den Jura, gegenüber den Grand-Mont und seine

weißen Satelliten, links die Arve und Rhone, und endlich zu meinen Füßen Genf — ich war entzückt! Die Luft ist so rein und frisch auf den Bergen, daß selbst der Körper sich zu vergeistigen scheint. Was in solcher Stimmung geschrieben würde, müßte seinen himmlischen Ursprung verrathen.

Warum verkennt doch das Genie so oft seinen edlen Beruf? — Wieviel unmoralische Schriften kamen nicht aus jenem Ferney, das ich von weitem erblickte? Ich wandte mich ab, und meine Augen fielen auf Coppet, das durch Frau von Stael so berühmt geworden. Diese bewundernswerthe Schriftstellerin weiß ihre Leser anzuziehen und hinzureißen, und giebt ihnen Glauben an die Menschheit, indem sie zeigt, was ein von Liebe zur Wahrheit und zum Schönen erfülltes Herz Großes und Gutes hervorbringen kann. Sie würdigt das menschliche Geschlecht nicht herab; seine Geschichte, hätte sie Zeit gehabt eine zu schreiben, würde nicht eine Philippica gegen die ganze Race, sondern eine Lection für die gewesen sein, welche sie zu leiten berufen sind. Ich bin stolz darauf, ihre Werke zu verstehn, und die Gedanken, Urtheile und poetischen Ergüsse eines Geistes bis in ihre feinsten Nuancen zu fühlen, der ein

leuchtender Beweis ist und vielleicht bleiben wird, daß Gott von hohen intellectuellen Sphären nicht das schönste Werk seiner Schöpfung ausschloß.

Mein Blick traf auch das Haus, was vor zwei Jahren Lord Byron bewohnte. Mit Kraft und Muth denke ich in einigen Monaten seine Dichtungen im Original zu lesen; morgen kaufe ich seine Werke und stelle sie auf meinen Tisch.

Schwierigkeiten zu überwinden, hat für mich so viel Reiz, daß ich Kraft eigner Autorität und zum großen Aerger meines italienischen Lehrers, Dante zu entziffern angefangen habe. Goldoni und selbst Metastasio haben nicht Reiz genug für mich. „Aber," sagt der gute Mann, „dies heißt die Pferde hinter den Wagen spannen, oder den Gipfel des Mont-Blanc mit einem Sprunge erreichen wollen." — Mein armer Bruder Lehrer gleicht dem Prediger in der Wüste; ich gehe meinen eignen Weg nnd werde schon an's Ziel kommen.

Ein Brief an meinen Freund Ferdinand.

Den 10. Mai.

Saint-Antoine und la Treille sind die zwei Promenaden von Genf, welche Müßige, Politiker,

Denker und Verliebte abwechselnd und zu verschiedenen Stunden besuchen. Von Saint-Antoine aus übersieht man den schönen Genfer See mit seinen blauen Wellen und ungewissen Ufern, von Bergen umgürtet, die sich stufenweise erheben und mit dem Haupt in den Wolken verlieren. La Treille dagegen gewährt die Aussicht nach dem neuen botanischen Garten und den Wällen. Dieser beschränkte Horizont läßt die Spaziergänger ihren Ideengang ungestört verfolgen. Fast täglich komme ich um fünf Uhr hierher, und noch gestern war ich da auf Pappon's Kaffehaus.

Wer kann nur vierundzwanzig Stunden in Genf bleiben, ohne Pappon und seine theure Ehehälfte kennen zu lernen, die er anbetet, trotz seiner sechzig und ihrer funfzig Jahre?

Wollen Sie ruhiges Genießen der Gegenwart, Sorglosigkeit wegen der Zukunft, zufriedne Gutmüthigkeit und wohlwollendes Lächeln eines ruhigen Gewissens sehen, so gehen Sie nach La Treille, und betrachten den dicken Mann von mittlerer Größe mit der ernsten Haltung, betrachten sie ihn von seinen Ailes de Pigeon, die eine Mütze mit aufwärtsstehendem Schirm bedeckt, bis zu den weißen Strüm-

pfen, welche kurze Casimirhosen von heller Farbe in ihrer ganzen Schönheit zu sehen erlauben, und Sie haben den sich Winter und Sommer gleichtragenden unwandelbaren Herrn Pappon, den ich von allen Sterblichen unterm Monde am meisten beneide. Nichts beunruhigt ihn oder vermag seine gute Laune zu stören; von Tages Anbruch bis Mitternacht versieht er lächelnd sein Amt, spricht wenig, hört viel und kennt jeden seiner Kunden genau. Was er verkauft, ist gut, was er sagt, recht, und was er thut, trägt immer das Siegel der Güte und Rechtschaffenheit. Was ließe sich an einem Weisen mehr rühmen.

Seine Frau, ein Gegenstand seiner fortwährenden Sorgfalt, verdient auch, daß ich ihr einige Zeilen widme. Sie hat Geist und dabei eine liebenswürdige Spitzfindigkeit, welche ihrem Gespräche etwas Pikantes giebt, das um so anziehender ist, je weniger man bei den Genferinnen an dergleichen gewöhnt wird. Füge ich hinzu, daß Madam Pappon aus guter Familie stammt und mit der Stadtchronik sehr bekannt ist, so wird leicht begreiflich, warum ich manchmal gern einige Minuten an ihrem Zähltisch zubringe, mich nach dem Tagesgespräch

und den zahlreichen Originalen, die ihr Kaffehaus besuchen, zu erkundigen.

Ich erfuhr also von ihr, daß ein langer Mann im blauen Oberrock, mit männlichen Zügen, lebhaftem stolzen Blick, starker Stimme und gebieterischer Geberde, der Generalleutnant Chastel sei, Exkommandant der kaiserlichen Grenadiergarde zu Pferde und einer der ausgezeichnetsten Cavalleriegenerale der französischen Armee.

„Sehen Sie," sagte meine gefällige Wirthin, als eben die Zeitungen angekommen waren, „wie hastig er die Journale ergreift, hinwirft und wiedernimmt, und so arg auf alles, was in Frankreich und Europa vorgeht, schwört und flucht, daß unsern friedlichen Kunden angst und bange wird. Folgen Sie ihm nur nach La Treille, wo er täglich seine Galle inmitten einer Gruppe von Offizieren auf Halbsold Luft macht, die ihn wie ein Orakel hören. Dieser dicke, braungekleidete Herr mit den Orden ist der Oberst Z. . ., der nur die Cigarre aus dem Munde nimmt, um ein „So ist's" zu allem, was der General spricht, zu sagen. Dort der ganz Krumme im grauen Kleide, mit dem Stocke mit elfenbeinernem Knopfe, gehörte auch zur

großen Armee, wo er Bataillonschef war. Er bejaht jede Behauptung seines befehlshaberischen Gefährten mit dem Lächeln der Ueberzeugung, obgleich der gesunde Verstand, woran es ihm nicht fehlt, oft ein Nein räth; allein der gute Mann hat eine Tochter, und die Hoffnung, eines Tags einen Generalleutnant zum Schwiegersohn zu bekommen, ist ein mächtiger Talisman, um ihm unbegrnzte Nachgiebigkeit einzuflößen. Neben ihm geht kerzengrade, fast auf den Absätzen, der Cavallerieoberst B., den man seiner ernsten Physiognomie nach für einen tiefen Denker halten sollte, wenn nicht die wenigen Worte, welche aus seinem Munde kommen, verriethen, daß sich in seinem armen Gehirn nie zwei Ideen an einander ketteten. Was die acht bis zehn Personen links und rechts ihres Führers betrifft, so sind dies Offiziere aller Grade und Waffen, meistens Savoyarden, aber im französischen Dienst geblieben, den sie dem beim Könige von Sardinien vorziehen. Das ist," fügte Madam Pappon hinzu, „der gewöhnliche Generalstab des Generals Chastel, dem sich, ein oder zweimal monatlich, noch mehre Generale und Obersten anschließen, um sich nach Ferney zu begeben und den Halbsold zu holen.

Wehe dem, der vor diesem Repräsentanten der alten Armee behaupten wollte, daß die Bourbons auf dem Throne bleiben würden, und Napoleon für immer auf St. Helena sei, denn unsre wackern Bonapartisten, die man übrigens trotz ihrem gebieterischen Wesen und unerträglichen Raisonniren gern hat, würden ihn als Narrn oder Schwachkopf behandeln."

Bald darauf machte mich Madame Pappon auf einen Greis von hohem Wuchs aufmerksam, dessen langsamer, ungewisser Gang zweifeln ließ, ob er das Ende der Promenade erreichen werde.

„Vermutheten Sie wohl," sagte sie, „in diesem Achtziger, den ein Hauch umwerfen würde, ein ehemaliges Mitglied des Convents und Revolutionstribunals, bei dessen bloßem Namen ich in meiner Jugend zitterte? Gleichwohl sehen Sie in diesem schwachen Greise den berüchtigten Forestier von Moulins, den sein hohes Alter nicht dem Exil entziehen konnte. „Indeß" meinte Madame Pappon, als sie mich das Geschick des Verbannten beklagen hörte, „fehlt es ihm nicht an Energie. Bringen Sie ihn auf Politik; sprechen Sie von der Revolution, so werden seine erloschenen Augen ausdrucksvoll, seine gelben, vertrockneten Wangen färben sich, und über

die blauen herabhängenden Lippen strömen kräftige Worte, deren sich kein Patriot der guten Zeit schämen würde. Jetzt ist er allein, warteten Sie aber noch eine halbe Stunde, so würden Sie alles, was Genf an verbannten und mißvergnügten Franzosen besitzt, sich um ihn sammeln sehn. Mein Mann nennt dies den republikanischen Club, während der General Chastel und seine Freunde die kaiserlichgesinnte Partei bilden. Ein andermal will ich Ihnen die von Ihren Landsleuten kennen lehren, welche uns täglich besuchen, und deren Namen genannt zu werden verdienen."

Es war Zeit, nach Hause zu gehen; allein ich entfernte mich nicht, ohne der gefälligen Wirthin für ihre geistreichen Mittheilungen zu danken, während ich noch einen neugierigen Blick auf die Gruppe der Offiziere um den General Chastel sowie auf die Personen warf, welche eben den Exconventionnel angeredet hatten, und sich mit ihm sehr vertraut zu unterhalten schienen.

Im Auslande macht man schnell Bekanntschaft mit einander; daher darf es nicht auffallen, daß ich in wenig Tagen mit dem General Chastel und dem Exconventionnel bekannt war. Von jenem als ehe=

maliger Offizier und von diesem als junger hoffnungsvoller Patriot aufgenommen, mußte ich bald den wahren Werth, Charakter und Verdienst dieser beiden in ihren Meinungen und Grundsätzen so verschiedenen Personen kennen lernen.

Als Soldat steht der General Chastel ohne Zweifel hoch genug und besitzt hinlängliche Erfahrung, um ihm mit Theilnahme und Billigung zuzuhören, wenn von Napoleons Feldzügen und Strategie im Allgemeinen die Rede ist; allein außerdem ist er so excentrisch in seinen Raisonnements, daß man lieber mit einem Kinde, als mit dem Exkommandanten der Grenadiergarde zu Pferde sprechen möchte. In seinen Augen ist die constitutionelle Regierung eine Albernheit, die Freiheit eine Chimäre. — Napoleon ist sein Gott, sein Gesetz und seine einzige Hoffnung. Sagen Sie ihm, was Sie wollen, er wird nicht aus diesem Zirkel kommen, und widersprechen Sie ihm, so wird er laut, und gewährt so dem Auge des unbefangnen Beobachters das traurige Schauspiel eines geistreichen, aber von der Leidenschaft beherrschten und auf eine einzige Idee beschränkten Mannes.

Der alte Forestier, ein vielleicht einziges Muster des exaltirten Jakobinismus, ist bei der Constitution

von 1793 stehen geblieben, die er für das Nonplusultra aller Verfassungen hält. Noch so heftig in seinen Meinungen als zu der Zeit, wo er auf den Bänken des Bergs saß, ohne Reue oder Gewissensbisse über das, was er in jenen blutigen Tagen als Mitglied des Convents und Revolutionstribunals that, wäre er im Stande — so sehr ist der Haß gegen die Könige und die Aristocratie in seiner Seele eingewurzelt — den Terrorismus zum Triumphe seiner eingebildeten Freiheit und einer unsinnigen Republik wiederherzustellen.

So traurig ist der Mensch beschaffen! — Haben die Jahre ihn gleichgültig für die Außenwelt gemacht und beschäftigt ihn nur noch die Sorge, seine gebrechliche Existenz zu fristen, so kann man darauf rechnen, daß jeder Schimmer von Energie, der sich trotz seines Alters bei ihm finden sollte, fast immer auf einer gehässigen Leidenschaft beruht.

In politischer und rationeller Beziehung würde also Forestier für mich wenig Interesse und Nutzen haben; allein als Mitspieler des großen Dramas der französischen Revolution höre ich ihn gern, und gehe deshalb zu Viertelstunden langsam neben ihm her, überzeugt, wenn ich ihn auf seine Lieblingserin-

nerungen bringe, genauere Kenntniß der Thatsachen, und was noch mehr werth ist, der Menschen zu erhalten. Indeß wäre es ungerecht von mir, beeilte ich mich nicht hinzuzufügen, daß der Exterrorist in seinem Privatleben so gut und billigdenkend ist, als er in seinem öffentlichen grausam und willkürlich war. Forestier giebt so ein Beispiel mehr von jenen seltsamen Anomalien von Charakter und Benehmen, jenen monströsen Kontrasten der Principien, die mit Erstaunen erfüllen und oft unglaublich sind, weil man kaum begreifen kann, daß der, welcher die heiligsten Gesetze der Moral und Menschheit mit Füßen trat, wenn er als Gesetzgeber oder Richter zu sprechen hatt, deren zarteste Vorschriften befolgte, wenn er als Privatmann handelte. Wer weiß aber leider nicht, daß die Revolutionen mit ihrem schrecklichen Gefolge selbst die erhabensten Geister und gefühlvollsten Herzen für den Augenblick berauschen, verblenden und entstellen? Also verdienen die mehr Nachsicht als Verwünschungen, welche sich im guten Glauben von den Parteikämpfen hinreißen ließen, und unglücklicher Weise vergaßen, daß es im öffentlichen wie im Privatleben nur eine Moral giebt.

Zehntes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor S.

Gefährliches Zusammentreffen. — Mikely.

Genf, den 2. Juni.

Noch vor wenig Tagen, theurer Lehrer, hätte ich darauf schwören wollen, daß mich nichts meinen Studien abwendig machen könne, jetzt aber, muß ich beschämt gestehn, bin ich weniger vertrauensvoll, denn meine neue Weisheit hat der alten Thorheit einen fatalen Tribut entrichten müssen. Die Ursache dieser Art von Rückfall war, daß ich unerwartet Frau von C., der schönen Creolin, begegnete. Wie gewöhnlich, genoß ich nämlich am See die kühle Abendluft, als plötzlich eine nur zu bekannte Stimme meinen Namen rief, so daß mich ein unwillkührliches Zittern ergriff. Ich sah hin und erblickte einen Cavalier mit zwei Damen, deren Tracht etwas Elegantes und Kokettes hatte, was nur Französinnen besitzen konnten. Näher gekommen, überzeugte ich mich denn, daß sie es war, noch immer voller Leben in Worten und Geberden.

Mein erster Eindruck war mehr ein Schaudern vor Furcht, als ein Gefühl der Freude; allein die Eigenliebe flüsterte mir zu, sie habe ohne Zweifel alles im Stich gelassen, um mich wiederzusehen, und ich würde sie auf der Stelle angeredet haben, hätte die Gegenwart zweier Fremden mich nicht zurückgehalten. Daher begnügte ich mich, ihr Schritt vor Schritt bis in ihr Hôtel zu folgen, wo ich einige Minuten in einer Aufregung hin und her ging, worüber ich jetzt lachen würde, wenn ich nicht mit meiner eignen Schwäche Mitleid hätte, oder sie fürchtete. Endlich trat ich in's Haus, um nach ihr zu fragen, als Anton, ihr treuer Mulatte, unterm Thorwege vor mir stand.

„Ist Deine Herrin hier?“ fragte ich.

„Ja,“

„Ist sie allein?“

„Nein; seit gestern sind wir in Genf.“

„Wo kommt Ihr her?“

„Aus Paris.“

„Wer hat euch gesagt, daß ich hier bin?“

„Niemand, und Madame weiß es auch nicht.“

„Sie weiß es nicht?“

„Nein.“

Ich weiß nicht, was mir der verdammte Mulatte für ein Gesicht machte; allein er sah mir so ironisch aus, daß ich außer mir kam.

„Sie reiste also, um die Langeweile los zu werden?"

Bei diesen Worten lachte der Mulatte so seltsam, daß ich seine weißen Zähne bis zum letzten sehen konnte.

„Ja, ja, um die Langeweile los zu werden; es sind ihrer vier, und Madame hat Herrn Charles zum Reisegefährten, den langen jungen Mann, Sie kennen ihn ja? — Wir reisen nach Italien."

„Geleite Euch der Teufel, verdammter Bastard!" rief ich mit vor Zorn erstickter Stimme. Dann aber, zur großen Verwundrung Meister Antons, der sich boshafter Weise an meiner Verlegenheit weidete, plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrechend, verließ ich ihn hastig, ohne zu wissen, wohin mich meine Schritte führen würden, indem ich unterwegs wie ein Wahnsinniger laut sprach und gesticulirte.

„Das war also," sagte ich zu mir, „jener Schmerz, der sie in's Grab zu stürzen drohte, jene mir so oft geschworne Treue! — Ihre Verzweiflung, ihre Thränen waren nur Heuchelei, und ich armer Un-

sinniger wiederstand so lange den weisesten Rathschlägen, glaubte mich von ihr geliebt, und wollte eben noch meine Studien und alle Pläne für die Zukunft aufgeben, um ihr von Neuem zu folgen und sie nicht wieder zu verlassen? — Leichtsinniges, meineidiges Weib!"

Auf diese Art der kindischen Wuth meiner verletzten Eitelkeit Luft machend, kam ich, ohne zu wissen wie, in den botanischen Garten, wo ich ohne Zweifel mehr wie eine Pflanze zertreten haben würde, hätte mich nicht das laute Gelächter Derworth's, meines Guitarrenlehrers, meinem Taumel entrissen.

„Was machen Sie denn?" rief er mir zu; „wollen Sie alles in Grund und Boden treten?"

Das gutmüthige und heitere Gesicht meines Deutschen hatte etwas so Ergötzliches, daß meine Gedanken bald eine andre Richtung nahmen. Ich ergriff ihn beim Arm und sagte ihm über eine Stunde lang so viel Spott und Epigramme auf die Frauen vor, daß der arme Mann, der mich mit offnem Munde anhörte, sich ohne Zweifel fragte, ob ich noch bei Verstande sei. Den ganzen Abend verließ ich ihn nicht, so sehr fürchtete ich meine Schwäche; ich wollte mich durchaus zerstreuen und jede Erinnerung

an die mir so nahe Schöne entfernen. Der wackre Derworth ahnt nicht, was er mir für einen Dienst geleistet hat.

Am Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, faßte ich, wie Sancho sagt, meinen Muth mit beiden Händen, um die gestrige Erscheinung wie einen bösen Traum zu verscheuchen, und größrer Sicherheit wegen beschloß ich einige Tage nicht an den See zu gehen, wo ihr Hôtel liegt. — Drei tödtliche Tage las, schrieb und musicirte ich, ohne zu wagen, mein Zimmer zu verlassen so sehr fürchtete ich, muß ich zu meiner Schande gestehn, jener Frau zu begegnen, deren schwarze Augen und feurige Blicke mich so lange gefangen hielten.

Ueber uns schwache Menschen! um ein Gut, das wir verschmähten, zu bedauern und es von Neuem zu besitzen zu suchen, darf man es uns nur rauben. — „Vielleicht hat Dich aber der Bediente geäfft, und warum sollst Du Dir nicht Gewißheit zu verschaffen suchen?" dies war der tolle Gedanke, der mir nach so langer Ueberlegung in den Kopf fuhr. „Schnell, Mikely!" rief ich dem Factotum der Pension der Frau von Mole zu; „frage, ob eine junge Dame, die vor drei Tagen von Paris angekommen, sich

noch in Secheron befindet. Sie hat einen Mulatten zum Bedienten."

„Sogleich, mein Herr!" — und er lief so schnell davon, als ihm seine beiden langen krummen Beine erlaubten. Ich zählte die Minuten; allein der Weg war lang, und über eine Stunde verging, ehe mein Bote zurückkehrte.

„Die Dame," begann er keuchend und mit verlegner Miene, „ist — —"

„Nun, was denn?"

„Abgereist."

Bei diesen Worten merkte ich, daß mein Emissair keine gute Nase habe. „Sonderbar!" meinte er.

„Sie ist fort?" begann ich wieder. „Glückliche Reise!"

„Wußte ich, daß Ihnen nicht mehr dran lag, so wäre ich nicht so gelaufen."

„Da hast Du was für Deine Mühe, armer Mikely."

„Das soll für meine Mutter."

„Auch das; nimm noch das hier, denn Du hast mir eine gute Nachricht gebracht, und ich bin jetzt ruhig."

Mikely sah mich lächelnd an. — Ich verließ

endlich mein Gefängniß und nachdem ich den ganzen Tag Stadt und Feld durchstrichen hatte, schlief ich Abends ruhig ein, um bei meinem Erwachen nur an das Glück zu denken, den Netzen meiner gebieterischen Creolin entgangen zu sein. Noch hatte ich die Augen nicht ganz offen, als Mikely zu mir eintrat, aber so leise, daß ich ihn kaum gehen hörte.

„Sind Sie wieder wohl?“ fragte er mich.

„Ich war ja nicht krank.“

„Krank nicht, aber es war Ihnen doch die letzten Tage nicht recht“ — und er legte seinen Finger an seine Stirn, um den Sitz des Uebels besser anzudeuten.

„Du meinst also, ich sei nicht bei Verstande gewesen?“

„Das will ich nicht sagen; aber Sie schienen mir so leichtfertig, daß ich glaubte“ — und Mickely, statt seine Phrase zu vollenden, lächelte so mitleidig und boshaft zugleich, daß ich erst erröthete und dann nach Herzenslust über die treffliche Lection lachte, die ich eben von dem ehrlichen Geschöpf erhalten, dessen pikante, naive Aeußerungen mir täglich manchen heitern Augenblick machen.

Mikely ist lang, schlank und grade bis zum

Gürtel, von da aber bis zu den Füßen krumm; allein diese Verunstaltung ist ehrenvoll, denn Mikely war Soldat, und eine Kanonenkugel brachte die untere Hälfte seines Körpers aus ihrer graden Richtung. Er soll einen vornehmen Vater haben, und seine arme verführte und verlaßne Mutter brachte diesen Sohn zur Welt, den sie kaum erziehen konnte. Als er das gehörige Alter hatte, trat er in Kriegsdienste und kam als Krüppel zu seiner alten Mutter zurück. Seitdem theilen sie ihr Geschick, und statt sich über ihr Elend zu beklagen, danken sie Gott, wenigstens das tägliche Brot, im engsten Sinne des Wortes, zu haben.

Diese Episode, verehrter Lehrer, theilte ich Ihnen mit, damit Sie erführen, auf wie schwachem Grunde die schönen Entschlüsse Ihres Schülers ruhten. Lesen Sie also die Erzählung dieses traurigen Abenteuers und schelten Sie ihn väterlich, damit er lerne, daß Keiner seinem Falle näher ist, als wer jeden Augenblick versichert: Ich bin gewiß, klug und weise zu handeln, weil ich mir's fest vorgenommen habe.

Elftes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Parlamentarische Krise in Frankreich. — Der entflohene Elephant. — Buonarotti, der Verbannte. — Sein Portrait und Charakter.

Den 3. Juni.

Die parlamentarische Krise hat den höchsten Grad erreicht. Warum wallt mein Blut so? — Weshalb wünsche ich, nach Paris zu reisen? — Weil ich mein Vaterland liebe, und jetzt aus Ueberzeugung Patriot bin, wie ich es früher blos aus Gefühl war. Der Kampf, von dem, wie ich fühle, das Schicksal des jetzigen Geschlechts abhängt, wird von der Kammer kräftig geführt, und die Opposition vertheidigt Schritt vor Schritt das Terrain.

Den 5. Juni.

Meine Schwester verlangt von mir das Versprechen, Genf in diesem Augenblicke nicht zu verlassen. Mein unwiderstehliches Verlangen ahnend, möglichst schnell auf den Schauplatz der Ereignisse zu kom-

men, bittet sie mich im Namen unsrer Familie, in meinem Zufluchtsort zu bleiben, um sie nicht der Unruhe auszusetzen, die ihnen allen meine Tollkühnheit machen würde, wenn ich in Paris wäre. — Was es mir auch kosten mag, ich werde gehorchen; indeß werde ich dadurch nicht ruhiger. — Angstvoll erwarte ich die Entwicklung eines Dramas, dessen Peripetien das Herz Jedes, der sein Vaterland, liebt und Vertrauen in seine Zukunft hat, schlagen machen müssen.

Den 7. Juni.

Trotz dem kräftigen Widerstand der Linken ist das Gesetz des doppelten Votums durchgegangen. Das Volk beginnt unruhig zu werden, die Emeute droht. — Was wird die Folge sein? — Und mein Versprechen fesselt mich hier!

Den 17. Juni.

Die Zeitungen sind voll von Erzählungen der Pariser Unruhen; ruhige Bürger, Frauen und Kinder wurden von Cavallerie niedergeritten. Entsetzen und Entrüstung machen mich schaudern. — Was

es mir kostet hier zu bleiben, kann sich Niemand vorstellen.

Den 18. Juni.

Der Sturm legt sich, die Regierung triumphirt, und dies politische Drama, das ganz Europa in Aufregung hielt, wird mit dem Prozeß und der Hinrichtung Louvel's enden, dem jeder gute Franzose ewige Pein für das Uebel wünschen sollte, was er unserm Vaterlande und der constitutionellen Sache gethan.

Den 20. Juni.

Den Kopf noch voll von der Emeute, glaubte ich diesen Morgen einen Augenblick, als ich einen außerordentlichen Tumult in der Stadt hörte, daß die friedfertigen Genfer gegen ihre väterliche Regierung rebellirten. Schnell lief ich hinunter, dem Lärm nach, und fand die ganze Einwohnerschaft und Garnison auf den Beinen, um einen wüthend gewordenen Elephanten zu bekämpfen, der in der Stadt Fenster und Thüren zerbrochen, und sich am Ende in einen an die Caserne und die Wälle stoßenden Raum hatte einsperren lassen.

Das edle Thier ließ anfangs seine Wuth an den Lavetten der hier befindlichen Kanonen aus, und ergriff dann einzeln die zahlreich bei den Kanonen aufgestapelten Kugeln. Seine Stärke und Schönheit, die Verzweiflung seiner Besitzerin, die Furcht vor ihm und die Erwartung, welche sich auf allen Gesichtern zeigte, während die schweren Kugeln auf Mauern und Dächer niederschlugen, die öftere schnelle Flucht der Zuschauer, wenn der Tritt des Elephanten sich an der Mauer hören ließ, durch welche die Artilleristen ein Loch gebohrt hatten, um so das wüthende Thier zu erschießen, alles gab dieser Scene etwas Anziehendes, das Aufmerksamkeit und Interesse zugleich in Anspruch nahm.

Die arme Besitzerin des Elephanten rief ihn, ganz in Thränen, mit sanfter, schmeichelnder Stimme und gab ihm vergebens die zärtlichsten Namen.

„Das ist der zweite,“ sagte sie zum Syndicus der Wache, „den ich in sechs Monaten verliere; denn ich sehe ein, er muß getödtet werden, wie der in Venedig.“

„Die Umstände sind ja nicht so dringend,“ erwiederte gütig der Beamte; „er ist in Sicherheit, wie Sie sehen, und kann Niemand mehr schaden.“

„Er wird alles zerschmettern und verderben, und muß getödtet werden.“

Dann plötzlich ihren Entschluß bereuend, guckte sie durch die in die Mauer gemachte Oeffnung und rief von Neuem ihren Liebling, dessen Wuth jeden Augenblick zuzunehmen schien.

Nach vielfachem Zögern und unnützen Versuchen richtete man endlich die Kanone und löste sie in dem Augenblicke, als der Elephant sich ganz der Oeffnung genähert hatte. Die Kugel zerschmetterte ihm den Kopf und streckte ihn zur großen Freude aller Anwesenden todt nieder. Ich meines Theils beklagte das edle Thier, das man seiner Heimath entrissen hatte, um es, seiner Freiheit beraubt, in einem ungewohnten Klima der Hudelei der Neugierigen auszusetzen.

Den 5. Juli.

Seit lange erregte hier ein Greis meine Aufmerksamkeit, dessen Haltung, Kleidung und Gang mir gleich beim ersten Anblick auffielen. Ein breitränderiger Hut deckt sein weißes Haar; seine Stirn ist breit und gewölbt, die mit starken Brauen versehenen Augen sind lebhaft und glänzen oft durch

die Gläser seiner Stahlbrille, und der ganze Ausdruck seines Gesichts ist ehrwürdig. Obgleich sich sein Haupt auf die Brust neigt und die Jahre seinen Rücken gekrümmt haben, sieht man doch an seinem nervigen Hals und festem Knochenbau, daß Stärke und Kraft die Mitgift dieses Mannes waren, den vielleicht Widerwärtigkeiten mehr noch wie die Jahre schwächten.

Sommer und Winter trägt er sich gleich, dieselbe Weste à la Robespierre und dieselben nicht ganz die Stiefeln erreichenden schwarzen Hosen. Ein Costume, seltsam genug um ihn schon an sich bemerklich zu machen, wenn etwas Stolzes und Originelles an diesem Sechziger nicht nöthigte, ihn anzusehn, der uns jeden Augenblick in den engen Straßen mit ernster, geheimnißvoller Miene, Noten unterm Arm, begegnet.

„Das ist Buonarotti," antwortete mir Madame Pappon auf meine erste Frage, „der Republikaner und direkte Abkömmling von Michel Angelo, der hier Italienisch und Singen lehrt, um sein Leben zu fristen. Seine frühern Verhältnisse," fügte sie hinzu, „werden Sie ohne Zweifel von Andern besser erfahren; indeß kann ich Sie versichern,

daß es, abgesehn von politischer Ueberspannung und trotz seines abstoßenden Aeußern, nur Wenige giebt, die ein so edles und gefühlvolles Herz haben wie er."

Diese wenigen Worte ließen mich nur um so mehr wünschen, mit dem sonderbaren Mann, dessen Herkunft, Manieren und abenteuerliches Leben so stark auf meine Einbildungskraft wirkten, bekannt zu werden. Zu dem Ende redete ich Forestier stets an, wenn ich Buonarotti auf der Promenade neben ihm erblickte; allein letztrer hielt sich immer nur wenige Minuten auf, und, was ich auch that, nie richtete er eins seiner seltnen Worte an mich. Aergerlich über dies verächtliche Schweigen, das ich mehr dem Stolz als der Bizarrerie zuschrieb, beschloß ich, ihn gehen zu lassen. Eines Abends jedoch, wo wir zusammen im Lesekabinet des Buchhändlers Paschoud waren, sah er mich erfreut an, als ich mit Feuer über die Vorfälle in Neapel sprach, und reichte mir die Hand mit den Worten: „Schön, junger Mann."

Seitdem wurde er mittheilender, und redete mich einige Tage später, als wir einander begegneten, selbst an, um mir zu sagen, daß die Revolution in

Neapel vollendet sei. Sein sonst finstres Gesicht glänzte vor Freude; sein Kopf war erhoben, und mit funkelndem Blick rief er: „Italia mia! sollte die Stunde Deiner Befreiung endlich geschlagen haben?"

Buonarotti's Begeisterung für die Sache Italiens ging mir zu Herzen, und ich beschäftigte mich seitdem mit dem Geschick dieses schönen Landes, dessen Sprache ich mit neuem Eifer studire, und zwar, um schnellere Fortschritte zu machen, unter den Auspicien des Abkömmlings von Michel Angelo. Morgen beginnen wir unsre Lectionen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Die junge Wittwe und die Erziehung in Genf. — Tugenden der Genferinnen.

Genf, den 20. August.

„Fängst Du endlich an, dies mit Deinen frühern Gewohnheiten und Deinem Charakter so wenig verträgliche wissenschaftliche Leben liebzugewin-

nen?" fragtest Du mich, liebe Schwester, in Deinem letzten Briefe. Jedem Andern würde ich mit einem triumphirenden Ja antworten; allein bei einer Schwester muß die Eigenliebe schweigen und die Wahrheit allein sich hören lassen. — So tief auch meine Ueberzeugung ist, daß es für mich keinen andern Weg des Heils giebt, als den eingeschlagenen, und trotz des festen Entschlusses, muthig darauf zu beharren, fühle ich doch manchmal Langeweile, und dann reicht der geringste Zufall hin, mich von meinen Studien abzuziehen. An solchen Tagen bedürfte es nur einer ernstlichen Versuchung, und der angehende Philosoph würde nicht anders handeln, wie zur Zeit eines tollen Müßigganges. — Dies war und wird die Geschichte Vieler sein, und ist jetzt die meinige; höre den unwiderleglichen Beweis davon. — Frau von Mole, meine Wirthin, deren Haus zu viel Gelegenheit zur Zerstreuung giebt, als daß mir die Klugheit gestattete, länger da zu bleiben, empfängt täglich in ihrem Salon junge und liebenswürdige Damen, die freilich für einen Studenten anziehender sind wie alle Bücher der Welt.

Von diesen Damen schien mir die hübscheste und liebenswürdigste eine Brünette von hohem,

zierlichem Wuchs, schwarzen Augen, langen seidnen Wimpern und zärtlichem Blick. Ihre Zähne, die ein feines Lächeln sehen lassen, sind weiß und schön; kurz, sie ist reizend und noch dazu Wittwe. — Wie könnte man sie nicht entzückend finden, es ihr nicht sagen und ihr nicht zu gefallen suchen?

Sie hörte mich an, schien von meiner Aufmerksamkeit geschmeichelt und vermied nicht, mit mir allein zu sein, ja ich bildete mir sogar ein, sie suche es. Landpartien wurden von unsrer Gesellschaft gemacht; ich war im Wagen der schönen Wittwe, und bot ihr den Arm, wenn wir am Ziele unsrer Spazierfahrt angekommen waren. Von Tag zu Tag wurde die Sprache ausdrucksvoller, das Herz eingenommener und unser Gespräch häufiger; ich lebte und hoffte wie in Paris, war aber leider in Genf, woran ich nur zu schnell erinnert wurde.

Eines Abends erwartete man die reizende Frau vergebens, was mich verdrüßlich machte. Den andern Tag kam sie ebensowenig; es hieß, sie sei krank, und ich war wie auf glühenden Kohlen. Sie in ihrer Wohnung aufzusuchen und mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, wäre in Paris das Natürlichste gewesen; aber in Genf wäre dies wie

das Eindringen in's Allerheiligste von Salomo's Tempel betrachtet worden.

Ein dritter Tag verging, ohne daß meine schöne Genferin sich in unsrer Gesellschaft zeigte. Meiner nicht länger mächtig, schrieb ich ein Billet, worin ich meine Unruhe lebhaft geschildert zu haben meinte, und gab es meinem simpeln aber discreten Mikely zur Besorgung. Ich zählte die Minuten bis zu seiner Rückkehr, und kaum hörte ich ihn auf der Treppe, als ich ihm entgegen eilte.

„Bringst Du Antwort?" rief ich ihm zu, noch ehe er bei mir war.

„Ja," sprach er geheimnißvoll, sich, aus militairischer Gewohnheit, mit der Hand an der Mütze vor mich stellend, während er mit der andern ein Billet darreichte, das er vorsichtig aus seiner Tasche genommen.

Mein Herz klopfte vor Freude und Ungeduld; wie fand ich mich aber getäuscht, als ich gleich bei den ersten Worten sah, daß diese ersehnte Antwort von einer Tante kam, welcher der unglückliche Mikely in seiner Treuherzigkeit meinen Liebesbrief gegeben hatte. — Sie bezeugte mir gradezu ihr Erstaunen und ihre ganze Entrüstung über einen solchen

Schritt, den, wie sie meinte, nur ein Franzose sich erlauben könne. Sie und ihre Familie hätten meine Aufmerksamkeit gegen ihre Nichte bemerkt, aber geglaubt, daß sie nur einen ehrenvollen Zweck habe, wie sich bei jedem sittlichen Manne, der sich selbst achte, voraussetzen lasse, und würden nie auf den Gedanken gekommen sein, daß man kühn und verdorben genug sein könne, um eine arme Wittwe zu compromittiren, die zu tugendhaft und unschuldig sei, um das Böse zu argwöhnen. Hauptsächlich wundre sie sich, daß mein mehrmonatlicher Aufenthalt in Genf mir keinen richtigern Begriff von der Tugend der Genferinnen gegeben, und meine Pariser Gewohnheiten nicht habe verändern können. — Kurz sie überhäufte mich mit Vorwürfen, und Du wirst leicht errathen, wer beschämt den Kopf sinken ließ. Vor Verdruß blieb ich den ganzen Tag auf meinem Zimmer und schimpfte auf die Genferische Pruderie, um am Ende wieder auf vernünftigere Ideen zurückzukommen und anzuerkennen, jede falsche Scham bei Seite gesetzt, daß Herzensreinheit und Unschuld in ihrer Naivetät öfters so sehr wie die feinste Koketterie den Schein von Hingebung und Inconsequenz haben. Die erhaltne Lection ge-

hörig beherzigend, nahm ich mir vor, in Zukunft zurückhaltender und klüger zu sein, und mich hauptsächlich über das Benehmen und die Manieren der hiesigen Frauen nicht zu täuschen. Du siehst, liebe Schwester, daß der arme Student noch weit davon entfernt ist, das Gewand der Weisheit für immer angelegt zu haben. — Leider! kann der Mensch seine Gewohnheiten nicht so schnell wie die Schlange ihre Haut wechseln.

Da einmal von den Frauen die Rede ist, so wollen wir von ihrer Art zu leben, von ihren Sitten und Gewohnheiten sprechen, welche denen in Deutschland und England gleichen. Die Erziehung der Mädchen ist wesentlich von der französischen verschieden. Sie genießen mehr Freiheit, und sind weniger jener Zurückhaltung unterworfen, welche die jungen Mädchen vor ihrer Verheirathung nicht allein in Paris, sondern mehr noch in unsern Provinzialstädten beobachten müssen. Auch war ich anfangs nicht wenig überrascht, auf den Promenaden und in der Stadt junge Mädchen der angesehensten Familien allein zu treffen, und mein Erstaunen nahm noch zu, als ich erfuhr, daß sie ihre besondern Zusammenkünfte hätten, an denen ihre Aeltern nie Theil näh-

men, und wo nur junge Leute ihres Alters zugelassen würden. Dies nennt man hier Sonntagsgesellschaften.

Im Anfange äußerte ich zwar Bedenklichkeiten und selbst Besorgnisse in Bezug auf diese der Aufsicht eines Vaters oder einer Mutter beraubten Zusammenkünfte; allein bald überzeugte ich mich, daß diese Vertraulichkeit, welche anderwärts so gefährlich werden könnte, durchaus keinen Uebelstand zur Folge habe. Im Gegentheil scheinen die Mädchen, indem sie ihre jungen Altersgenossen näher kennen lernen, an Klugheit und Erfahrung in der Wahl ihrer Gatten zu gewinnen und später um so bessre Gattinnen und Mütter zu werden. Die glücklichen Ehen, muß man gestehn, sind hier häufiger, als in Frankreich.

Sobald ein junger Mensch ein Mädchen seiner Gesellschaft auszeichnet und mit ihr öfter als mit den übrigen spricht, so gilt dies für eine Art stillschweigender Verlobung, die täglich an Festigkeit gewinnt, und welche keiner von beiden Theilen ohne einen wichtigen Grund zu brechen wagt, wenn er sich nicht allgemeinem Tadel aussetzen will. Der häufigen und ungenirten Umgebung wird so eine Garantie für die Zukunft, weil jedes nach Jahren

der Prüfung und der Vertraulichkeit weiß, wen es heirathet, sobald die Ehe geschlossen wird, wobei übrigens Vermögen selten berücksichtigt wird.

Dies sind aber nicht die einzigen Vortheile dieser wahren Familienvereinigungen, wo wechselseitige Beobachtung und stete Nacheiferung unter allen Umständen des Lebens einen so heilsamen Einfluß auf das Benehmen und die Fortschritte ihrer Mitglieder ausüben; denn wer nur ein gewöhnlicher Mann geworden wäre, erklimmt, von dem Beispiele seiner Genossen angefeuert, eine höhere Stufe, während ein Andrer, den sein Naturel zu den schwersten Irrthümern verleitet haben würde, sich zusammennimmt, aus Furcht, ihre Achtung zu verlieren und einer Gesellschaft entsagen zu müssen, auf die sich alle seine Hoffnungen und die Freuden seiner Zukunft gründen.

Um wieder zu der Wittwe zurückzukommen, die zu dieser Abschweifung Veranlassung gab, so starb ihr Gatte wenige Tage nach der Hochzeit. Sie hatte noch ihre Manieren als Mädchen behalten, und dies täuschte mich. Ich behandelte sie wie eine pariser Wittwe, verzeihe mir den Ausdruck, und sie war, trotz ihrer Heirath, doch nur ein argloses Mädchen, die mich wie einen ihrer jungen Altersgenossen

aus der Sonntagsgesellschaft behandelte und mich gut beurtheilte, während ich in Bezug auf sie das Gegentheil that.

Dieser Brief ist schon so lang, daß ich ihn vielleicht hier mit dem Versprechen schließen sollte, mich nicht wieder in den Schlingen meiner Eigenliebe fangen zu lassen; indeß halte ich es für besser, Dir jetzt alle meine Bemerkungen über die Genferinnen mitzutheilen, indem ein unvorhergesehener Umstand mich diesem interessanten Gegenstande abwendig machen, und ich das Resultat meiner Beobachtungen vergessen möchte.

Von ihrer Schönheit und der Art sich zu tragen schweige ich. Irre ich nicht, habe ich Dir schon gesagt, daß sie in dieser Beziehung sich nicht auszeichnen; es fehlt ihnen an jenem Geschmack, jener Eleganz, welche die Französinnen so reizend machen. Man darf daher die Genferinnen nicht nach ihrem Erscheinen auf einem Balle, oder in einer ceremoniellen Versammlung, oder selbst auf der Promenade beurtheilen, wenn man sicher sein will, sich nicht zu täuschen. Den mehrsten Reisenden ist dies so gegangen, und ich hätte kein besseres Schicksal gehabt, wäre ich nur einige Wochen in Genf geblieben; aber

bei meinem längern Aufenthalt mußte ich von diesem ungünstigen Vorurtheile zurückkommen und mich überzeugen, daß auf die Schale nichts ankommt, wenn der Kern gut ist.

Ist man einmal so weit, mit den Damen des Landes, wenn nicht eine vertraute Verbindung anzuknüpfen, was für einen Fremden sehr schwer ist, aber wenigstens ungenirt in den Privatsalons zu sprechen, so vergißt man gern ihr Streben, die Schöngeister und Sentimentalen zu spielen, um nur ihre festen Grundsätze und ihre umfassende Bildung zu bewundern. In Genf giebt es wenig oder keine Frauen der höhern Stände, mit denen man sich nicht über Religion, Geschichte, französische und ausländische Literatur unterhalten könnte. Immer ernst und verständig in ihrem Gespräch, gefallen sie ohne Zweifel weniger als unsre geistreichen Pariserinnen, interessiren aber mehr, und selten, wenn man mit ihnen gesprochen, fühlt man sich nicht aufgelegt, alles zu thun, um besser oder unterrichteter zu werden. Ohne Zweifel ist diesem heilsamen Einflusse die moralische und intellectuelle Ueberlegenheit der Genfer zuzuschreiben; denn die Frauen vermögen hier mehr wie anderwärts ihren Kindern jene erste Erziehung zu geben,

von der fast immer die glückliche Entwicklung des Geistes und Herzens abhängt.

Glücklich also, wer, wie ich, in einer solchen Schule sich bilden kann. Nicht wahr, liebe Schwester, Du antwortest mit einem Amen voll Trost und Hoffnung?

Dreizehntes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Die Carbonari. — Ferney. — Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Den 10. September.

Woher kommt doch der unwiderstehliche Einfluß, den dieser Buonarotti auf mein Herz und meine Einbildungskraft ausübt? Woher kommt's, daß ich ihn mit tiefem Respect betrachte und anhöre, und daß Freude mein Herz erfüllt, wenn er in seinem schönen Florentinischen Idiom sagt: **Tu sei un bravo giovine**, Du bist ein wackrer junger Mann? — Offenbar, weil dieser Greis, der so muthvoll den Wechselfällen seines Schicksals die Stirn bietet, et=

was Imponirendes und Würdevolles hat. Weil ein fester, kräftiger Wille, grenzenlose Uneigennützigkeit und fortwährende Aufopferung für den Erfolg einer Sache mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt, wenn der, welcher uns dies außerordentliche Beispiel giebt, schon in einem Alter steht, wo der Wunsch nach Ruhe und Bequemlichkeit des Lebens noch allein im Herzen übrig ist. Und dann gestehe ich, machen die stolze und derbe Sprache des Abkömmlings von Michel Angelo, seine kurzen treffenden Sentenzen und seine seltsamen Aussprüche, die bald klar und bündig sind, als wenn er bei den gegenwärtigen Ereignissen mithandelte, bald geheimnißvoll wie die Orakel der Sybille, einen solchen Eindruck auf meinen Geist, daß ich ihn oft wie eine verborgne Macht ansehe, deren geheimer Einfluß sich über einen Theil Europa's erstreckt. Gestern noch unterbrach er sich inmitten unsrer italienischen Stunde, um mir zu sagen, daß die Revolution in Neapel, die man für das Resultat eines Militairaufstandes hält, nur das Werk der geheimen Gesellschaften und von den Carbonari angestiftet sei. — „Ach! **Figlio mio**,“ fügte er hinzu, „vielleicht kann ich eines Tags vor Deinen Augen den Vorhang etwas zurückschlagen, welcher

die patriotischen Arbeiten der Freunde der Freiheit denkt.“

Ich erbebte, und in der Meinung, daß er sich endlich mir endecken wolle, fragte ich ihn nach den geheimen Gesellschaften, deren Einfluß so mächtig schien. Allein er nahm, nach einigen ausweichenden Antworten, unsere Lection wieder vor, und verließ mich bald, mehr wie je den Vermuthungen und Qualen drängender Neugierde überlassen.

Den 10. September.

Ich ließ mich zu einem Ausfluge nach Ferney verleiten, und mein erster Blick traf die von Voltaire mit der Inschrift errichtete Kapelle: „Deo erexit Voltaire.“ — Nicht ohne ein mitleidiges Lächeln konnte ich sie betrachten, da ja derselbe Mann sein Leben lang daran gearbeitet hatte, den Glauben an Gott zu vernichten.

Wir traten nun in einen nicht sehr geräumigen, schlecht unterhaltnen und noch schlechter angelegten Garten mit graden Alleen, hohem Gebüsch, das die Aussicht auf den See und die Berge verdeckt, einigen hohen Bäumen und zwei bis drei kleinen Rasenplätzen. Dies ist der traurige Park von Ferney, wo es sich im

vorigen Jahrhundert so Viele zur Ehre schätzten, den König der Wissenschaften, jenen Voltaire, den man in allen Ecken Europas bewunderte, gesehn und gesprochen zu haben. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber es scheint mir, daß ein Mann, der mehr als bloß Geist gehabt hätte, so schöpferisch er sein mochte, sich nicht so muthwillig der erhabnen Schönheiten, welche die Natur hier bietet, beraubt, und seinen Garten so eingerichtet haben würde, um die Aussicht nach dem See und den Alpen genießen zu können. Empfänglichkeit für solche Genüsse setzt aber, woran es dem Verfasser des „Candide“ fehlte, inniges Gefühl, eine lautere Einbildungskraft und ein religiöses Herz voraus.

Mit dem Park waren wir in wenig Minuten fertig, und gingen nun in das unscheinbare Schloß und kleine Zimmer des großen Dichters. — Mein Herz blieb hier kalt, und kein Wunsch stieg in mir auf, einer von jenen witzigen Unterhaltungen beigewohnt zu haben, in denen sich der Freund Friedrichs des Großen so gefiel. Theilnahmlos betrachtete ich die Möbeln, deren er sich bedient, alles im altfranzösischen Styl, aus der Zeit Ludwigs XV., den Armsessel mit krummgeschweifter Rückenlehne und eben

so krummen Dachsbeinen, eine bauchichte glanzlose Kommode, ein Bett mit zerrißnem Teppig und einem Betthimmel darüber, von dem noch das obere Drittel der ehemaligen Vorhänge zerrissen niederflatterte. Die zwei übrigen Drittel haben die Engländer auf dem Gewissen. An der Wand, über dem Bette hing Lekains Bild, über dem Nachttisch daneben Voltaire's Portrait aus jüngern Jahren und auf der andern Seite ein Bildniß Friedrichs II. An einer andern Wand befand sich das Portrait von Katharina II. und eine Abbildung der Marquise von Chatelet. Unfern der Marquise erhob sich ein breiter alterthümlicher Kamin und ihm gegenüber, in einer Mauerblende, als Ofen eine steinerne Pyramide mit geschmacklosem Gesims.

Nie sympathisirte ich mit Voltaire, weil, nach meiner Ansicht, wahrer literarischer Ruhm nur auf Größe der Ideen mit Moralität verbunden beruht. Ich verließ also Ferney ohne Rührung und ohne mich zu dem Ausruf gedrängt zu fühlen: Wie viele Jahre meines Lebens gäbe ich drum, eines seiner Werke geschrieben zu haben."

Den andern Tag, noch voll der Betrachtungen, die der Besuch von Ferney in mir hervorgerufen

und der lauten Freude müde, die ich um mich hörte, nahm ich ein Buch und eilte in's Freie. An der Vereinigung der Rhone und Arve ließ ich mich nieder, den Felsen gegenüber, die von Blitz gespalten scheinen, um den brausenden Fluthen des Flusses den Durchgang zu gewähren. Hier betrachtete ich lange schweigend die Steine und Felsen, so alt wie die Erde, und die Dauer der göttlichen Werke, von denen ich ein so imponirendes Bild vor mir hatte, verknüpfte sich in meinem Geist mit der Hinfälligkeit menschlicher Producte. Nun öffnete ich mein Buch, „die Ruinen" von Volney, und las unter einer Weide, die mich vor den Sonnenstrahlen schützte, diese beredten Seiten, wo der Gedanke, über den Trümmern von Reichen und Städten schwebend, sich zu so erhabnen Betrachtungen erhebt, daß die Seele, einen Augenblick von der niederschlagenden Idee der Hinfälligkeit menschlicher Dinge in Trauer versenkt, bald wieder sich aufschwingt und aus der Größe des Bildes selbst die Ueberzeugung ihres göttlichen Ursprungs und der Unsterblichkeit schöpft. Ja, der Mensch ist groß durch seine Intelligenz, größer als jene altersgrauen Felsen, deren schneeige Gipfel in duftiger Ferne sich terrassenförmig bis zum Mont-

blanc erheben, aber nur, wenn er die Vorzüge, die ihm der Himmel verliehen, dazu anwendet, seinen Nebenmenschen und der Gesellschaft zu dienen, so daß er als Devise seiner Bestrebungen Volney's Motto nehmen kann: „Ist der Traum des Lebens vorüber, wozu dienten seine Beängstigungen, wenn sie nicht Spuren gemeinsamen Nutzens zurückließen?"

Den 2. October.

Die Herzogin von Berry ist mit einem Sohne niedergekommen; die Anhänger der Bourbons sind auf dem Gipfel ihrer Wünsche und nennen dies Wunderkind das gottgesandte. Ich begreife ihre Hoffnungen und ihre Trunkenheit; allein diese letzte wird sie verderben. „Gott selbst hat sich für uns erklärt," sagen sie, „und also keine Zugeständnisse mehr den umstürzenden Grundsätzen der Revolution."

Was wird Frankreich von einer solchen Reaction zu leiden haben? Jemehr ich nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß die gesetzlichen Hülfsmittel, wie Wahlen, Tribune und Presse, jetzt zur Vertheidigung unsrer Freiheiten unzureichend sind. Man muß an's Volk appelliren; das schreckliche Spiel der Revolutionen wird das Geschick meines

Vaterlandes wieder entscheiden. — Wir wollen uns darauf bereiten und wachen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor S.

Frau Metton. — Die Studirstube. — Selbstzufriedenheit.

Den 25. October.

„Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen,“ ist ein alter und wahrer Spruch, und um ihm nachzukommen, verehrter Lehrer, muß ich durchaus die Pension der Frau von Molle verlassen, wo es noch mehr Gelegenheit zu Zerstreuung giebt, als in den meisten Anstalten der Art in Genf. Nur ein einziges einfach möblirtes Zimmer wünschte ich, aber auch dies zu finden hat hier Schwierigkeit, wo alles vom Keller bis zum Boden bewohnt ist. Endlich, nachdem ich mehre Tage mit fruchtlosen Nachfragen hingebracht hatte, sagte mir Mikely im Vertrauen, daß er eine wackre Frau, eine gewisse Metton kenne, die mir gern eins ihrer Zimmer überlassen würde.

Wir begaben uns sofort in ihren Laden, denn

sie handelt mit Zuckerplätzchen, Schwefelhölzchen und dergleichen, wo sie mich, Mikely dankend, sehr zu vorkommend mit den Worten empfing:

„Der Herr findet vielleicht das Zimmer nich anständig genug. Es ist nett, aber die finstre Trepp und wer, wie Sie — —“

Während dem schob sie ihre Schürze und Haube zurecht und rief mit gellender Stimme ihren Gatten.

„Bleib hier,“ sagte sie zu ihm, „bis ich dem Herrn die Stube gezeigt habe.“

Wir stiegen nun hinter ihr eine finstre Wendeltreppe hinauf — eine Thür wurde geöffnet, dann eine zweite, und wir traten in eins der dunkelsten Gemächer, trotz seiner drei Fenster mit kleinen Scheiben.

„Ist das ein Gefängniß, oder ein Wohnzimmer?“ rief ich, „man sieht ja hier am hellen Mittag nicht's!“

„Erlauben Sie, daran ist nur das trübe Wetter Schuld; sonst fehlt's nicht an Licht — “ und die gute Frau zog die Vorhänge von grünem Zeuche zurück, denen gegenüber, in einem Alkoven, ein großes Bett mit Baldachin stand, das nicht übel einem Katafalk glich.

„Sehen Sie jetzt besser, da die Vorhänge weg sind? — Und dann ist's nur der erste Augenblick,

bis sich das Auge daran gewöhnt hat. Das Bett, kann ich Sie versichern, finden sie in ganz Genf nicht besser."

In einer Minute ließ mich Frau Metton Matratze, Pfühl, Kissen und Ueberzug besehen und anfühlen.

„Nicht wahr, Mikely?" — und dieser lächelte so beifällig, als ob er schon zehn Jahre drin geschlafen hätte.

„Ist's Kamin in gutem Stande?"

„Das Kamin da? — Ein elendes Reisbündel macht darin mehr Hitze, als anderwärts ganze Scheite; aber setze sich der Herr auf diese Stühle und er wird sehen! — — Sie sind aber auch aus einem guten Hause; meine Herrschaft gab sie mir zur Ausstattung, als ich heirathete."

Ich wunderte mich nun nicht mehr darüber, daß Frau Metton in der dritten Person sprach.

„Nicht wahr, der Herr sitzt bequem darauf?"

„Vortrefflich!" — Die gute Frau klatschte in die Hände.

„Die Stühle, die zwei Tische, alles ist sauber und gut, und wenn Sie es wünschen, besorge ich

Ihnen Ihr Frühstück, pflege Sie, wenn sie krank werden sollten. — —"

Was wollte meine zukünftige Wirthin nicht alles thun? Sie versprach mir so viel und schien von so gutem Humor, daß ich mit ihr für die enorme Summe von fünfundzwanzig Franken monatlich abschloß. Welche Ersparniß für mein Budget! Ich bestimmte nun den Tag, wo ich, vom treuen Mikely unterstützt, der mein Kammerdiener bleibt, meine Sachen herräumen würde.

Wirklich verabschiedete ich mich Tags darauf von Frau von Molle und meinem Guitarrenlehrer, dem guten Derworth, der sich über meine Entfernung nicht trösten konnte.

„Die Aussicht ist hier so schön," sagte er; „in ganz Genf finden Sie keine beßre Wohnung. Bleiben Sie doch" fügte er, meine Hände ergreifend, hinzu, während ihm die Thränen in die Augen traten.

Nie, glaube ich, war mir das Zimmer so reizend, die Aussicht so weit und prachtvoll vorgekommen, und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um den Bitten des guten Deutschen und meinem eignen Leid zu widerstehen. Indeß entfernte ich mich endlich

mit entschloßner Miene; kaum war ich aber in meinem neuen Logis, als der Kontrast mit dem eben verlaßnen mich schwermüthig machte.

Statt Sonnenschein fand ich hier nur eine Dämmerung, und statt eines weiten Horizonts, acht Schritte von meinen Fenstern, ein düstres, fünf Gestock hohes Haus in einem Gäßchen, wohin sich nie ein Sonnenstrahl verirrte. Keine Bäume, kein Himmel, keine frische Luft, nichts war da, um meine von der Arbeit ermüdeten Augen zu erquicken.

Vergebens suchte mich Frau Metton aufzuheitern, alle meine Gedanken waren düster, und traurig überblickte ich meine dunkle Wohnung, welche die gute Frau mit Blumen geschmückt hatte.

„Ach! wie weh' thut's mir, Sie so zu sehen," sagte sie, sich die Augen wischend; „da ich mich freute, alles so hübsch eingerichtet zu haben — " und sie zeigte mit dem Finger auf das schneeweiße Bett, die blitzenden Leuchter, den polirten Spiegel, die netten Möbeln und die Blumentöpfe am Fenster,

„Ich werde mich sehr wohl hier befinden," sagte ich, meiner Wirthin dankbar die Hand drückend, „und freue mich über Ihre Aufmerksamkeit. Fort also mit der Melancholie!"

„Jawohl, fort damit! Metton, Metton! komm' doch und bewillkommne den Herrn."

Auf diesen befehlenden Ruf verließ Metton seine Tischlerwerkstatt, um mich zu begrüßen, indem er seine Mütze zwischen den Fingern drehte. Die Physiognomie des friedlichen Ehemanns trug so sehr das Gepräge der Unterwürfigkeit, daß ich nicht umhin konnte zu lächeln und mit Mikely anzuerkennen, daß Frau Metton in ihrer Wirthschaft die Insignien der ehelichen Gewalt trug. Nachdem die Frau vom Hause ihre Freude, mich zum Miethsmann zu haben, und ihre Versprechungen durch eben so vieles Kopfnicken und „Ja, Frau" hatte bestätigen lassen, entfernten sich die beiden Gatten, und meine Ideen nahmen bald eine andre Richtung.

An die vollständige Einsamkeit denkend, in der ich jetzt leben sollte, sagte ich mir, daß ich nun weniger Zerstreuung haben würde, und daß, wäre einmal die Leidenschaft gebändigt und gezügelt, endlich meine Seele frei und Herr ihrer selbst sein würde. Mein Entschluß erschien mir nun klug und verdienstlich; ich wünschte mir Glück dazu, und meine Stimmung wurde heiterer, denn ich war mit mir zufrieden.

N. S. Da ich bei meiner neuen Lebensart be-

deutend erspare, so habe ich bei Buonarotti, der mich schon Italienisch lehrte, auch Singestunde genommen. Nun sehe ich ihn täglich und zu meinem großen Vortheil, denn seines Gleichen findet man nicht häufig; Geschichte, Literatur, keine Wissenschaft ist ihm fremd, die Kenntnisse fließen in Strömen über seine Lippen, wenn man ihn von seinen republikanischen Ideen reißen kann, und hört man ihn sprechen, so fragt man sich, ob dies wohl derselbe Greis sei, den man Stunden und Tage lang in starres Schweigen versunken sieht.

Um aber Buonarotti in seiner ganzen Energie kennen zu lernen, muß man ihn auf das unerschöpfliche Kapitel von den absoluten Monarchen und der Volkssouveränetät bringen. Dann erhebt sich sein Haupt, seine Augen funkeln, und sein ganzes Wesen, wie electrisirt, scheint von Katastrophen und Kämpfen neues Leben einzusauchen. „Der Congreß in Troppau," sagte er mir gestern mit prophetischer Miene, „ist betroffen über die Ereignisse in Spanien, Portugal und Neapel, und bei Gott! das ist erst der Anfang der zu erwartenden Revolutionen. Man will den Aufschwung der Nationen zur Freiheit und Unabhängigkeit unterdrücken, aber

vergebens; der menschliche Geist ist im Fortschreiten, und keine irdische Macht kann zu ihm sagen, wie Gott zu dem Ocean: „Bis hierher und nicht weiter.“

Was mich betrifft, so achte ich Buonarotti, trotz seines Ultrarepublikanismus, den ich übrigens nicht theile, weil er lieber sein Brot mit Musikstunden verdienen, als auf seine Unabhängigkeit verzichten und die glänzenden Anerbietungen Napoleons annehmen wollte. Solche Festigkeit in seinen Grundsätzen mit Uneigennützigkeit verbunden ist in unsrer Zeit etwas Seltnes.

Funfzehntes Kapitel.

An denselben

Salon der Madame Pictet. — Ihre aufopfernde Hingebung und ihr Unglück.

Den 15. November.

Sie wissen, verehrter Lehrer, daß es ziemlich in jeder bedeutendern Stadt eine oder mehre Salons giebt, wo sich Männer und Frauen der höhern

Stände unter den heitern Auspicien einer liebenswürdigen Wirthin versammeln. Die erste Sorge des nach Belehrung und nützlichen und angenehmen Verbindungen verlangenden Reisenden muß also sein, sich in diese glücklichen Heiligthümer des Geschmacks und der Intelligenz einführen zu lassen. Dasselbe beeilte ich mich hier zu thun, wo Leute von Verdienst und berühmte Namen häufiger sind, wie anderwärts.

Dank der Empfehlung eines französischen Offiziers, fand ich gleich anfangs bei Madame Pictet Menet freundliche Aufnahme, einer eben so liebenswürdigen als interessanten jungen Wittwe, die jeden Dienstag in ihrem Salon die Elite der Genfer Gesellschaft versammelt. Hier lernte ich Dumont, den Uebersetzer und Mitarbeiter Bentham's, August Pictet, den berühmten Professor der Physik, Decandolle, den ersten Botaniker Europas, den bekannten Chemiker de la Rive und den Arzt Butigny kennen, ohne Rossi und Bonstätten zu erwähnen, welche beide ihrem Adoptivvaterlande Ehre machen. Hier sah ich auch und hörte mit wachsender Theilnahme eine Cousine von Frau von Stael, Madame Necker-Saussure, der nur etwas

mehr Ehrgeiz fehlt, um vielleicht so berühmt zu werden, wie die unsterbliche Verfasserin der Corinna.

Fügen Sie diesen berühmten Namen noch den von Sismondi hinzu, der diesen Augenblick nicht in Genf ist, so haben Sie einen schönen Kranz von Berühmtheiten für eine Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern. Dieser Kranz ist so reich, daß man bis zur Reformation zurückgehen und der aus ihr hervorgegangnen moralischen und intellectuellen Entwicklung folgen müßte, um sich zu erkåren, wie ein so kleines Volk in einem Jahrhundert so viele wissenschaftliche und literarische Berühmtheiten hervorbringen konnte. Inmitten der Nachfolger und Nacheiferer der Rousseau, Tronchin, Delormes, Hubert, Saussure und Andrer verzeiht man es gern den Genfern, so stolz auf ihr Vaterland zu sein, und ist geneigt, über ihre pedantischen Manieren und lobenden Epitheta, welche sich die Gelehrten und selbst bloße Bürger wechselseitig beilegen, mit mehr Nachsicht zu lächeln.

Ist der Umgang mit ausgezeichnetem Männern von nicht zu berechnendem Vortheil für die intellectuellen Fortschritte eines jungen Studenten, so ist

es der mit tugendhaften und geistreichen Frauen noch viel mehr für die Veredlung des Herzens; denn er lernt unter ihnen, daß das erste Gut wie das erste Glück jene innere Zufriedenheit ist, welche aus dem Bewußtsein edler Thaten entspringt. Keine Gesellschaft, kann ich sagen, dürfte aber zahlreichere und rührendere Beispiele von Menschenliebe aufzuweisen haben, als die von den Freundinnen der Madame Pictet und unter ihrer Leitung geübten Werke der Wohlthätigkeit. Unter allen diesen tröstenden Engeln interessirt mich aber die junge anmuthige Wittwe, deren Trauerkleidung einen großen Verlust verräth, am meisten. Ihre Bescheidenheit, ihr Wohlwollen, die himmlische Milde in ihren Zügen rühren und erregen den Wunsch, ihre Begegnisse kennen zu lernen, um an ihrem Schmerz Theil zu nehmen, weil sie selbst an den Leiden der Unglücklichen Theil nimmt.

Im Jahre 1812, glaube ich, mit Pictet Menet, ihrem Vetter, der damals Major der Gardedragoner war, verlobt, sollte die Hochzeit stattfinden, sobald, nach so vielen Kämpfen, einige Ruhe einträte. Dem Feldzuge in Sachsen folgte aber bald der in Frankreich, und verzögerte so ihre Vereinigung,

zum großen Schmerze des zärtlichen und treuen Herzens von Fräulein P. Sie zitterte bei jedem Bulletin, das vom Kriegsschauplatze eintraf, und je mehr ihr Verlobter sich auszeichnete, je quälender wurden ihre Besorgnisse, die nur zu bald gerechtfertigt wurden.

Tage und Wochen vergingen ohne Nachricht von ihm; endlich erfuhr sie, der Major Pictet seit tödtlich verwundet nach Langres geschafft worden. Unverzüglich reiste sie dahin, fand den Geliebten noch am Leben und sah ihn, Dank ihrer zärtlichen Sorgfalt, nach langen Leidenstagen nothdürftig wieder genesen. Noch schwach kehrten beide in ihr Vaterland zurück, das die Ereignisse zu einem Schweizercanton gemacht hatten. Die kirchliche Weihe vereinte sie, und beide hätten nun glücklich sein können; allein der unerbittliche Tod hatte seiner Beute nur eine kurze Frist bewilligt. Der Major, bei dem die nothwendigsten Lebensorgane verletzt waren, blieb sich gleich, trotz der sorgsamsten Pflege seiner jungen Frau, in deren Armen er nach einiger Zeit, beweint von seinen untröstlichen Freunden, starb.

Die unglückliche junge Frau, welche ihr Schmerz dem Grabe nahe brachte, wäre vielleicht weniger

zu beklagen gewesen, wenn ihr Gatte auf dem Schlachtfelde blieb. Verlor sie ihn so nicht zweimal? — „Aber sie hätte ihn dann nicht gerettet," würde ein Frauenherz erwiedern, „und wäre nicht vor Gott und Menschen sein geworden," — und diese Erwiederung ist wahrer und empfundener als meine egoistische Betrachtung.

Seit diesem unersetzlichen Verlust ist das Leben für Madame Pictet geschlossen, und ihre einzigen Freuden sind jetzt die der Wohlthätigkeit.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Der Ball. — Der Tanzmeister Morand. — Madame Recamier und Frau von Staël in Coppey.

Genf, den 15. December.

Ich hatte mir vorgenommen, keine Einladung zu einer Soirée oder einem Ball anzunehmen, und das war klug, nicht wahr? Allein wie soll man hören können, ohne verführt zu werden: „Kommen Sie doch zu dem Feste des Herrn B. im Re-

doutensaale, es wird allerliebst und Sie sehen dort die ganze feine Welt von Genf." Muß man nicht wenigstens den Wunsch fühlen, so mit einem Blick und auf einmal alle Schönheiten der Stadt zu sehen? Dies war bei mir um so mehr der Fall, da ich die Gewißheit hatte, daß meine Studien den andern Tag nicht darunter leiden würden, weil ein polizeilicher Befehl gesellschaftliche Vergnügungen und namentlich Tanz, in Privathäusern wie an öffentlichen Orten, nach Mitternacht untersagt.

Anfangs lächelte ich über diese puritanische Strenge und machte mich sogar, wie andre Ausländer, über diese Hüpfereien lustig, die grade aufhörten, wenn die Pariser Bälle sich zu beleben anfingen; aber ein kurzes Gespräch mit einem verständigen Genfer reichte hin, mir begreiflich zu machen, daß es klug und für Aller wie für des Einzelnen Wohl unerläßlich sei, die Dauer dieser Gesellschaften, die sich vom October bis Mai täglich erneuern, zu bestimmen.

„Wäre es anders," sagte er, „so würden unsere Frauen und Töchter kein Maß halten, und ihre Gesundheit ruiniren, Arbeit und häusliche Pflichten würde man vernachlässigen, und diese freundlichen

Zusammenkünfte, jetzt ebenso einfach als wenig kostspielig, dürften bald glänzende Versammlungen werden, wo Eigenliebe und Leidenschaften, zum großen Nachtheil der Sittlichkeit und des häuslichen Glücks, sich Bahn machten. Uebrigens vereinigen wir uns früher, wie in Paris üblich ist, bleiben dieselbe Zeit beisammen und haben den Vortheil, am andern Morgen mit freierem Kopf und zur Arbeit und zu Geschäften fähiger aufzustehn."

Alles das war zu einleuchtend und wahr, um es nicht zu billigen, indem ich mit meinem achtbaren Genfer anerkannte, daß man in Tadel und Kritik von Gesetzen und Gebräuchen eines verständigen und ernsten Volks sehr vorsichtig sein müsse.

Um endlich auf den Ball im Redoutensaale zu kommen, wo ich, sieh nur die Eitelkeit, nicht ohne Erfolg figurirte, so muß ich Dir offen sagen, daß er weit entfernt war, dem, was ich davon gehört, zu entsprechen. War die mangelhafte Beleuchtung schuld, oder daß die Damen in ihrer Toilette Frische und Eleganz vermissen ließen, kurz mir schien alles matt und kalt wie eine Versammlung des Marais. Die Musik und die Quadrillen waren nicht der Art, diesem stillen Feste Leben und Heiter-

keit zu geben; denn es fehlt den Genferinnen an jener Hingebung und Anmuth, ohne welche der Tanz nur ein einförmiges Dahinschweben ist. Auch blieb der Ball steif, trotz der komischen Anstrengungen eines kleinen Tanzmeisters, der die Quadrillen ordnete, und sich vergebens bemühte, seine zahlreichen Schülerinnen in Zug zu bringen. Um Mitternacht schwieg die Musik und Alles ging nach Hause.

Den andern Tag traf ich den kleinen Tanzmeister im Café Pappon.

„Ach!" rief er mir im Tone alter Bekannten zu, „wie mußten Sie gestern auf dem Balle leiden! Ein einziger Pas von Ihnen reichte hin, die schöne Schule der Vestris und Baupre, meiner ehemaligen Collegen bei der Oper, erkennen zu lassen; denken Sie sich also, was ein Künstler in diesem Lande mit solchen Schülern auszustehn hat. In den dreißig Jahren, die ich hier vegetire, wäre ich hundertmal vor Langeweile und Verdruß gestorben, hätte ich nicht von Zeit zu Zeit das Glück gehabt, mit einigen von Ihren schönen Landsmänninnen zu tanzen, und hauptsächlich mit einer Dame, die ich nie vergessen werde, die Anmuth, Leichtig-

keit, Geschmeidigkeit, grade Haltung in sich vereinte, kurz welche die Terpsichore der Salons war, mit Madame Recamier."

Bei diesen Worten machte sich der kleine Mann um einen Fuß größer.

„Sie kennen ohne Zweifel diese bewunderungswürdige Frau?" fügte er mit triumphirender Miene hinzu.

„Wer hat nicht," erwiederte ich, „von der schö- Recamier sprechen hören, und ihre reizenden Portraits bewundert?"

„Nun, ich hatte die Ehre mit ihr die Gavotte zu tanzen. – Da mußte man sie sehen — und noch mehr, die Gavotte wurde in Coppey getanzt, in Gegenwart der Frau von Staël, deren Nachbar zu sein ich das Glück hatte. — Sie war damals dort, die köstliche, und die Recamier, schön und weiß wie ein Engel, denn weiß, sagt man, war ihre Lieblingsfarbe. Eines Tags also, da ich die große Ehre hatte, im Schlosse Coppey zu sein, bat mich Frau von Staël, welche gern die Gavotte wollte tanzen sehen, in der Madame Recamier so entzückend war, ihr als Cavalier zu dienen. Ach! mein Herr, welches himmlische Geschöpf! — welche

Hingebung, welches Sichgehenlassen, welcher Anstand in allen ihren Bewegungen und welche anmuthigen Pas! — Man hätte von Sinnen kommen können. Auch übertraf ich mich selbst; Vestris sogar hätte nicht besser getanzt, wie ich. Frau von Staël umarmte in ihrem Entzücken ihre reizende Freundin und rief: Bravo, Morand! — Dies Bravo war für mich soviel, wie der Beifall des ganzen Opernsaals. Ach! es war ein schöner Tag, vielleicht der schönste meines Lebens, ein wahres Gegenstück zu den langweiligen und undankbaren Stunden, die ich hier geben muß. Oefters klagte ich Frau von Staël mein Leid, wenn ich mit ihr in ihrem Park spazieren ging. Sie können mich in Coppey besuchen, und ich will Sie in's Schloß führen, wo ich bekannt bin. Sie sollen den Salon sehen, wo ich die Gavotte mit der unvergleichlichen Recamier getanzt habe, und dann will ich Sie an die Stelle im Park führen, wo die berühmte Verfasserin der Corinna zu mir sagte: „Freund Morand, durch den Geschmack der Künste vervollkommnet man die Civilisation; verlieren Sie also den Muth nicht und verschaffen den Genferinnen die Anmuth des Körpers; ich nehme die Einbildungskraft über mich. Es ist ein Schweres; allein

Tanz und Poesie verbunden haben manchmal Wunder gethan." — Noch höre ich die außerordentliche Frau, welche alle Vollkommenheiten in sich vereint haben würde, hätte sie wie Madame Recamier getanzt; allein sie ließ in Bezug auf die Formen viel zu wünschen übrig. — Gleichviel, sie war ein außerordentliches Genie. Wenn Sie nach Coppey kommen, wollen wir davon sprechen, mein lieber Herr, und, wenn Sie wollen, auch tanzen, das wird meine Pas wieder auffrischen."

Kaum hatte Morand die letzten Wortr gesprochen, so war er schon im Fluge, wie ein Zephir der Oper, davon geeilt, so sehr hatte ihn die Erinnerung an die famöse Gavotte electrisirt.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor S.

Die Reformation und der Katholicismus. — Buonarotti. — Ein hitziges Fieber.

Genf, den 25. Januar 1821.

Sie fürchten, theurer Lehrer, ich möchte bei meiner immer zunehmenden Achtung und Bewundrung

des Unterrichts, der Sittlichkeit, Menschenliebe und des Patriotismus der Genfer als alleinige Ursache dieser Tugenden die reformirte Religion betrachten, und könne wohl am Ende durch die verfänglichen Argumente eines gewandten protestantischen Geistlichen zum Proselyten werden. Sie bitten mich daher, alle theologische Erörterungen, bei meiner geringen Kenntniß in diesem Fache, als unzeitig zu vermeiden, und empfehlen mir hauptsächlich, nicht der Leichtigkeit zu trauen, mit welcher ich die Meinung derer, die ich bewundern zu müssen glaube, anzunehmen geneigt bin.

Sein Sie unbesorgt, verehrter Freund und Lehrer; so groß auch mein Enthusiasmus für alles, was mir gut scheint, sein mag, so werde ich doch nicht vergessen, daß man die Religion nicht wie Moden wechselt, und bin nicht der Mann dazu, um mit unsrem Montaigne zu sprechen, meinen alten Wein mit neuem zu vertauschen, ohne ihn vorher wiederholt gekostet zu haben.

Ich gestehe, daß der Protestantismus etwas Anziehendes für mich hat, weil er eine freie Prüfung seiner Lehren zuläßt und auf Ueberzeugung fußt, während in der katholischen Kirche nur von blindem

Glauben die Rede ist. Auch scheint er sich mir mehr mit dem Glück der Völker zu vertragen, wie die zum Beweise dienen können, welche ihm huldigen, und deren Institutionen und Sitten viel liberaler und reiner als die der katholischen sind; allein dies alles, was übrigens noch keine volle Ueberzeugung für mich begründet, hat noch nicht zur Folge, daß ich sofort den protestantischen Glauben als den allein wahren und haltbaren annehme. Nein, dem ist nicht so, und wer nur oberflächlich die neuere Geschichte kennt, kann sich leicht überzeugen, daß die intellectuelle und moralische Entwicklung andre Ursachen als die Reformation hatte.

Hätte sich der Geist der Prüfung, welchen Luthers Auftreten hervorrief, nicht außer den geistlichen Dingen auch an den Rechten der Fürsten versucht, so würde der Einfluß des Protestantismus nur von kurzer Dauer gewesen sein; allein der doppelte Kampf, den die Bekenner der neuen Religion so lange gegen Fürsten und Päbste zu bestehen hatten, hielt sie beständig in Athem und nöthigte sie, zu ihrem eigenen Heil fortwährend an der Beschränkung des Herzens und der Emancipation des Geistes zu arbeiten.

Was wäre in der That aus Genf geworden, wenn dort die Reformation keine harten Kämpfe begleitet hätten, und wenn die Republik nicht ihre Unabhängigkeit erst gegen die Bischöfe und dann gegen die Herzöge von Savoien hätte vertheidigen müssen? Ist's nicht wahrscheinlich, daß die Sitten, statt sich zu verbessern, so locker geblieben wären, wie sie früher waren, und daß Unwissenheit, dies Erbtheil der in träger Ruhe vergrabnen Völker, noch lange unter Calvin's Söhnen geherrscht haben würde? Allein sie mußten ohne Unterlaß auf der Bresche sein, theils um ihr Glaubensbekenntniß in den theologischen Kämpfen zu vertheidigen, theils um die wiederholten Angriffe ihrer ehemaligen Zwingherren zurückzuweisen. Daher ihre gründlichen Studien, ihre Bürgertugenden und die steten Opfer zu Rettung ihres Vaterlandes, daher endlich die hohe Aufklärung und der allgemeine Einfluß, die dem durch Volkszahl und Umfang so wenig bedeutenden Genf den Titel einer Metropole des Protestantismus verschafft haben.

Diese ohne Zweifel sehr unvollständigen Bemerkungen können Ihnen jedoch beweisen, verehrter Lehrer, daß ich die Umstände zu würdigen weiß, wenn es sich darum handelt, das moralische Resultat der

Reformation zu würdigen, und soll ich Ihnen sagen, daß die jetzigen Streitigkeiten zwischen den calvinistischen Geistlichen hinreichend wären, um mich gegen den Protestantismus auf meiner Hut sein zu lassen? Sie werden also künftig mein Lob der Tugenden der Genfer Damen zu würdigen wissen, ohne deshalb Besorgnisse für meinen Glauben zu hegen.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Den 20. Februar.

Diesen Morgen gab mir Buonarotti, der alles weiß, zu verstehn, daß in wenig Tagen ein entscheidendes Ereigniß die Wünsche der italienischen Patrioten krönen werde. Was könnte dies für eins sein? — Vergebens bat ich ihn, mir es zu sagen. Wann wird er aufhören, mit mir in Räthseln zu sprechen? Ich glaube wahrhaftig, daß er mich einer Art von Noviciat unterwirft, ehe er mir sein Vertrauen schenkt, denn als er neulich vor neun Uhr zu mir kam und mich mit großem Appetit ein Stück trocknes Brot essen sah, rief er:

„Das ist Dein Frühstück! — Vortrefflich," fügte er, mich bei der Hand nehmend, hinzu. „Du

hast den gut besetzten Tisch Deines Vaters verlassen und bist freiwillig ein armer Student ohne Bedürfnisse geworden, das ist mannhaft. Ich verließ auch in Florenz, wiewohl mich der Großherzog Leopold zurückhalten wollte, eine glänzende Existenz; allein ich wollte unabhängig sein und ließ daher lieber alles im Stiche, ehe ich meinen Grundsätzen entsagt hätte. Seitdem hab' ich mich nicht geändert, und wäre dies möglich gewesen, wenn ich Bedürfnisse gehabt hätte?"

Buonarotti verließ mich sofort, um seine Stunden zu geben; der Mann hat eine außerordentliche Beharrlichkeit.

Den 25. Februar.

Ob Oestreich Truppen nach Italien senden, und die Constitution der Cortes über äußre Feinde und innern Zwiespalt triumphiren werde, ist der Gegenstand aller Gespräche und hält uns Freunde neuer Institutionen in Aufregung.

Werden die so hochtönend sprechenden Neapolitaner Stich halten oder ausreißen, wie zu Championet's und Murat's Zeiten?

Der General Chastel und seine Freunde behaupten Letzteres, während der alte Forestier mit den Seinen der Meinung ist, die Freiheit werde ihren Muth stählen. — Gott gebe es! ich rechne aber wenig darauf. Unterdessen sind meine Studien unterbrochen, und nur einige Stunden benutze ich zu Lecture; aber welche Lecture! nichts bleibt davon im Gedächtniß. Jeden Augenblick werde ich gestört; bald kommt Buonarotti mit andern Patrioten seiner Farbe, bald Offiziere auf Halbsold aus Ferney oder Savoien, die in Genf Neuigkeiten hören wollen, und da sie hier keine Wohnung haben, bei mir ihre Zusammenkünfte halten, rauchen und politisiren. Der Genius der Revolution scheint alle Köpfe eingenommen zu haben. Mehre von ihnen kündigen Bewegungen in Frankreich an; sie wären, sagen sie, aufgefordert, sich bereit zu halten. Kurz jeder ist voll Erwartung. Vielleicht gilt hier das horazische: „**Montes parturiunt, nascetur ridiculus mus**"*); allein gewiß ist, daß die ganze Geschichte mir oft höchst fatal ist, wenn ich den ganzen Tag nichts arbeiten kann.

---

*) Viel Geräusch und nichts dahinter.

Den 8. März.

Buonarotti wollte mir Stunde geben; allein es war mir nicht wohl und so blieb's. — „Die Ereignisse schreiten vor," sagte er; „in wenig Tagen wirst Du mehr hören —" und damit ging er fort. Dieses zurückhaltende Wesen macht mich ungeduldig; mein Kopf ist schwer und voll. Vielleicht hat der Frühling die Schuld davon, oder auch zu angestrengte Arbeit; ich kann keine Viertelstunde lesen, das Spazierengehen sogar wird mir sauer. Ich wollte schreiben, aber meine Ideen sind nicht klar, und ich mußte mich am Ende zu Bett legen. — Sollte ich krank werden — allein, ohne eine befreundete Hand, während von Tage zu Tage die Ereignisse meine Theilnahme erfordern könnten?"

Den 9. März.

Die Nacht war schlecht; ich bekam Fieberanfälle und mußte einen Arzt rufen lassen. Die gute Metton pflegt mich mit rührender Sorgfalt. Wie sie sagt, träumte ich von Schlachten, von Italien und Neapel. — Vergebens wollte ich mein Bett verlassen; ich mußte dem Uebel nachgeben und schrieb

an meine lieben Verwandten. Frau Metton, die dazu kam, schalt mich, geschrieben zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Die Revolutionen von Neapel und Piemont.

Genf, den 18. April 1821.

Meine Briefe beruhigen Dich nicht ganz; Du fürchtest, ich sei noch krank und verberge Euch meinen wahren Zustand. Daher wünschest Du umständlichere und vor Allem aufrichtige Auskunft darüber, so höre denn.

Die wenigen Zeilen vom 9. März sagten, daß ichan eine m Fieber zu Bett liege. Wie ich Dir jetzt gestehe, wurde es von Tag zu Tag heftiger und beunruhigender, so daß ich eines Abends, von einem ohnmachtähnlichen Schlaf erwachend, der einem heftigen Fieberanfalle gefolgt war, die Gebete für Sterbende lesen zu hören meinte, während doch nur die Tochter der Frau Metton, wie jeden Abend, ihrem

Vater einige Kapitel aus dem Evangelium vorlas, und erst allmählich gelang es mir, den wahren Sinn dieser frommen Lecture zu fassen. Die Krankheit war steigend und fallend; in Augenblicken, wo ich mich etwas leichter fühlte, schrieb ich einige Zeilen an Euch, und der Brief ging zum großen Verdrusse meiner Wirthin ab; aber wie wurde ihr erst, als die hartherzigen Störenfriede, wie sie sie nannte, sich nach mir erkundigten, und trotz ihres Verbotes eintraten und ihren armen Kranken mit ihrem Geschwätz belästigten. Umsonst versicherte ich ihr, ich befinde mich besser, und dies Gespräch zerstreue mich; die gute Frau glaubte es nicht. Hauptsächlich zuwider waren ihr der General Chastel mit seiner durchdringenden Stimme und Buonarotti mit seinem finstern Wesen. „Wahre Schreier sind's," sagte sie seufzend, „die dem lieben Herrn den Kopf warm machen. Was wollen sie nur?" fragte sie wohl zwanzigmal des Tags.

Was ich ihr nicht sagte, kann ich Dir vertrauen, liebe Schwester. Neapel und seine Revolution, sein Parlement, sein alter König, seine Armee, der Congreß in Laybach und Oestreich mit seinen gegen Naepel gesandten Truppen waren wie natürlich die

Ätzung der unruhigen Geister, der Stoff, den die Phantasie auf tausenderlei Art verarbeitete, der Pharus, auf den sich alle Blicke richteten. Auf dem Erfolg der Revolution in Neapel beruhte aber, unserer Meinung nach, nicht nur Italiens Geschick, sondern auch das aller liberalen Institutionen Europas.

Die unbedeutendsten Gerüchte und unwahrscheinlichsten Nachrichten gaben uns daher Stoff zu unendlichen Commentaren. Buonarotti hatte mich täglich besucht, um mir einige Worte der Hoffnung zu sagen, als er den 14. März, außer sich vor Freude, in mein Zimmer stürzte.

„Die Constitution der Cortes ist am zwölften in Turin proclamirt worden," sagte er; „Victor Emanuel hat abdanken müssen, und Carignan ist Regent; die Truppen sind voll Enthusiasmus. — Sagte ich Dir's nicht, die Oestreicher sind zwischen zwei Feuern — " und schon wollte er wieder fort.

„Warten Sie doch einen Augenblick," sagte ich, indem ich mich aufzurichten suchte; „ist diese wichtige Nachricht auch wahr?"

„Wahr?" wiederholte er mit Wärme. „Glaubst Du, junger Mensch, daß ich bei meinen Jahren

und meinem Charakter bloßen Gerüchten traue? Was ich Dir sagte, unterliegt keinem Zweifel."

„Das ist," erwiederte ich, „das beste Mittel wider das Fieber, was man mir hätte geben können; ich bleibe nicht mehr zu Bett."

„Um's Himmels Willen!" rief im kläglichen Tone Frau Metton, die mir eben eine Tasse Thee brachte; „Sie sind außer dem Bette, ist das vernünftig? — Lassen Sie doch den jungen Herrn in Frieden," sagte sie zu Buonarotti, „und gesund werden. Wollen Sie denn seinen Tod." — Sie schaffte mich nun wieder unter meinen Baldachin, reichte mir den Thee und verabschiedete mit Blick und Geberde den unempfindlichen Buonarotti.

Die Nachricht von der Revolution in Piemont fand ihre Bestätigung, und meine Gesundheit befestigte sich sichtbar. Aus Furcht vor Deinen Vorwürfen hätte ich große Lust, hier meine Erzählung zu endigen und nur noch hinzuzufügen, daß ich bald wieder auf den Beinen und so munter wie früher war. — Du würdest aber vermuthen, daß ich Dir etwas verberge, und also muß ich Dir reinen Wein einschenken.

Die neue Ordnung der Dinge mußte ohne Zwei-

fel, wie die in Neapel, sich auf einen Angriff der heiligen Allianz gefaßt machen, und man bedurfte also der Bayonette und nicht der Unterhandlungen. Daher war es nichts Besonderes, daß die, welche unter dem Kaiser den Degen geführt hatten, ihre Dienste der Regierung in Turin anbieten wollten. Seit dem 15. März war lebhaft davon die Rede; indeß kam man am Ende überein, erst die piemontesische Regierung fragen zu lassen, ob die Dienste angenommen würden und unter welcher Bedingung. Diese weise Maßregel wurde anfangs von mehreren verworfen; allein die Erfahrensten machten darauf aufmerksam, den Verlust ihrer Grade in der französischen Armee nicht riskiren zu können, ohne ihres Geschicks in Piemont gewiß zu sein.

Die Ereignisse rechtfertigten nur zu bald diese Vorsicht; von allen Seiten kamen Nachrichten von der Niederlage der Neapolitaner; dies war aber noch nicht alles. In Piemont brach Zwietracht aus; die Royalisten, weit enfernt, besiegt zu sein, hatten noch Truppen für sich und der Prinz von Carignan hatte seine Stellung als Regent aufgegeben, während der Graf Bubna sich, wie es hieß, Novaro näherte. Dagegen versicherte man uns freilich auch, die piemonte-

sische Armee recrutire sich und sei voll Enthusiasmus. Man wollte sogar behaupten, die piemontesische Avantgarde sei eben in Mailand, zur großen Freude seiner Einwohner, eingerückt.

Wozu dienten aber diese Hoffnungen bei der traurigen Wahrheit. Bald war alles bekannt und uns blieb nur der Schmerz, daß wir für eine so schöne Sache nicht den Degen ziehen konnten.

Nun weißt Du Alles, liebe Schwester, und mache mir keine solchen mütterlichen Vorwürfe, die mich kränken würden. Konnte ich das Klirren der Waffen und den Hülferuf eines für die Freiheit aufgestandenen Volks hören, ohne mich zu rühren und den Wunsch zu fühlen, in die Reihen seiner Kämpfer zu treten? — Nein, das war unmöglich, und dann kennst Du meine Schwäche für Italien. Schon als Knabe las ich die Geschichte des alten Roms und passionirte mich für seine hochherzigen Bewohner, Soldaten und Helden; später bewunderte ich die von unsern Armeen von dort mitgebrachten Meisterstücke und wünschte dem Vaterlande der Raphael und Michel Angelo Freiheit und Glück. Jetzt, da ich das arme Italien besser kenne, und weiß, was es leidet und unter einer freien Verfassung werden

könnte, attachire ich mich seinem Geschick. Gern hätte ich für dasselbe gekämpft, und ich beweine sein Unglück. Wohl mir, wenn ich je zu seiner Unabhängigkeit beitragen könnte.

Jetzt, da alles vorbei ist, kannst Du über mich ruhig sein. — Ich kehre zu meinen Büchern und Studien zurück, um sie mit neuem Eifer vorzunehmen, denn von meiner Krankheit ist keine Spur geblieben.

Neunzehntes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Spaziergang nach dem Saleve. — Zusammentreffen mit einem geächteten Piemonteser. — Geschichte von Giaco.

Genf, den 1. Mai.

Das schöne warme Wetter lockte mich in's Freie. Auf's Gradewohl ging ich nach dem Saleve, meinem Lieblingsberg; ich bedurfte der frischen Luft auf seinem Gipfel und sehnte mich nach einem weiten Horizont. — Meine Gedanken streiften über die Berge; ich

sah Italien und seine fruchtbaren Ebenen. Die unsterblichen Feldzüge Napoleons, Lodi, Arcole, Marengo, kamen mir schnell in's Gedächtniß. Die Versprechungen des republicanischen Generals, die großen Worte des ersten Consuls und die Decrete des Kaisers, alles kreuzte sich in meinem Geist, und ich beklagte das schöne Land, mehr aber noch den, welcher es allein wieder in die Reihe großer Nationen stellen konnte, es aber nicht wollte, und sich dadurch einer der schönsten Blumen in dem Kranze seines Ruhmes beraubte.

Vor dem Hause des freisinnigen Sismondi angekommen, blieb ich stehen, gleichsam um dem hochherzigen Schriftsteller zu huldigen, dessen Stimme sich immer für die Unterdrückten erhob, dem Manne, dessen Edelmuth und seltne Tugenden ich täglich rühmen hörte. Nun wichen die Gedanken, welche die Großthaten und Fehler des Eroberers in mir angeregt hatten, den sanftern und tröstlichern Betrachtungen über die nützlichen Arbeiten des gewissenhaften Geschichtschreibers, jenes Volksfreundes, der still und glanzlos sein friedliches Werk vollbringend, die Welt mit den Früchten seiner Weisheit beschenkt.

Nachdem ich einige Minuten am Gitter seines

Gartens in der Hoffnung gewartet hatte, ihn zu sehen, ging ich schnell durch's Dorf Chêmes und war bald am Fuße des Bergs. Langsam stieg ich hinauf, oft stehen bleibend, um besser die allmälige Erweiterung des Horizonts zu genießen, und mich, sowie ich höher kam, immer leichter, geistiger, wohler fühlend. So sehr erhebt die stille Anschauung der großen Natur über das Elend der Welt!

Ohne einen gebahnten Weg zu verfolgen, näherte ich mich allmälig dem Gipfel; das unermeßliche Panorama, welches ich hier vor mir hatte, sollte meine Belohnung sein. — Schon war ich oben und betrachtete alle Reichthümer, die der Schöpfer hier mit solcher Pracht zur Schau stellt, als eine sanfte Stimme, die einige Worte Französisch mit fremdem Accent sprach, mich durch die Frage, wo es nach Genf gehe, in meiner Extase störte. Schnell drehte ich mich um und sah einen jungen wohlgebildeten Mann von mittlerer Größe in der Tracht eines Bauers vor mir, dessen Haltung aber leicht errathen ließ, daß dies nicht sein gewöhnliches Costume sei. Auf seinen Knotenstock gestützt, schien er ermüdet; allein kaum hatte ich ihm gesagt, daß wir sehr nahe bei Genf und auf schweizerischem Gebiet wären, als

er freudig aus rief: „**Dio sia benedetto** Gott sei Dank!"

„Sie sind aus Piemont, wie mir's scheint?"

Diese italienisch an den Fremden gerichtete Frage erschreckte ihn fast; als ich aber hinzufügte, er habe nichts von mir zu besorgen und ich wolle ihn nach Genf begleiten, nahm er mich treuherzig mit den Worten bei der Hand: „Ich vertraue mich Ihnen."

„Wir wollen zusammen nach Genf gehen," fuhr ich in seiner Sprache fort, „so bleiben Sie von jeder Frage und Untersuchung verschont; aber bedürfen Sie nicht einiger Ruhe oder Nahrung? Bis zur Stadt sind noch zwei Stunden, und da Sie außerhalb Piemont sind, so können wir unbesorgt dort unten in jenem Wirthshause einkehren."

„Nein, nein," erwiederte er, „wir wollen weiter gehen; am Fuße des Bergs können wir's besser haben."

Wir stiegen also langsam hinab, und bald hatte ich die Freude, meinen jungen Italiener gehörig restaurirt und ausgeruht mit mir den Weg nach der Stadt nehmen zu sehen. Ich sagte ihm, daß viele seiner Landsleute schon durch Genf gereist wären, einige aber, deren Namen ich nannte, sich noch dort

befänden. Beide jung, interessirten wir uns für einander. Er war geächtet, und ich war für seine Sache und redete seine Sprache, wie hätten wir nicht bald mit einander vertraut werden sollen. Welcher Verbannte würde nicht gerührt und fühlte sich getröstet, wenn er von einem Unbekannten das Idiom seines theuern Vaterlandes hört? Ist's nicht eine Art Landsmannschaft, eine gute Vorbedeutung, ein Pfand des guten Empfanges? Auch waren wir noch nicht in der Stadt, als mir Giacomo L. sein Unglück schon vertraut hatte. Die Geschichte desselben ist zu einfach und rührend, um sie nicht hier mitzutheilen.

„Ich bin aus Novaro gebürtig," sagte er; „meine Mutter wurde jung Wittwe, und ich war ihr einziges Kind. Voll Eifer und Begeisterung für die constitutionelle Regierung, verließ ich die Universität bei den ersten Bewegungen in Piemont und schloß mich den wackern jungen Leuten an, die nach Alexandria und Turin marschirten. Wie sie, der edlen Sache der Freiheit geweiht, hätte ich Leben und Vermögen für sie hingegeben. — Die Gefahr drohte an der Grenze, dahin eilten wir. Unfern desselben war Novaro, wo meine arme Mut-

ter meine Abwesenheit beweinte und über mich seufzte. Ihre Thränen und Bitten fürchtend, wollte ich sie nicht besuchen; allein sie war so zärtlich, so verlassen, kurz eine so gute Mutter, daß ich dem Wunsche sie zu sehen, nicht widerstehen konnte. — Die würdige Frau beschwor mich auf den Knien, mich nicht so großen Gefahren auszusetzen. „Du bist mein einziges Kind,“ sagte sie zu mir, „und verlöre ich Dich — ach! es wäre mein Tod. Die Sache, wofür Du fechten willst, ist verloren. Du sagst, es sei die der Ehre und Freiheit — das mag sein; aber meine Sache ist Deine Erhaltung. Verlaß Deine Gefährten, mein Giacomo, Ihr werdet alle zu Grunde gehn. Die königlichen Truppen und die Oesterreicher sind im Begriff, über Euch herzufallen — habe Mitleid mit Deiner Mutter.“

„Trotz ihrer Bitten und Thränen folgte ich meiner Fahne und meinen Waffenbrüdern. Wir hielten uns tapfer; allein was vermochten wir gegen die Uebermacht? Genöthigt auf unsre persönliche Sicherheit zu denken, flüchteten einige nach der Schweiz, und ich wäre ihnen gefolgt, hätte der Gedanke an meine Mutter mich nicht zurückgehalten. Die arme Frau kannte mein Schicksal nicht

und mußte für mein Leben fürchten, was hinreichend gewesen wäre, sie in's Grab zu stürzen. — Ich kehrte also zurück, ging nur des Nachts weiter, und Gott beschützte mich auf diesem gefährlichen Wege, denn ich kam ohne Unfall gegen Abend nach Novaro.

„Dem väterlichen Hause nahe, sah ich die Thür öffnen und einen östreichischen Offizier herauskommen. — Dio mio! mein ganzes Blut drang nach dem Herzen bei dem Gedanken an meine Mutter. — Wohl zwanzigmal wollte ich klopfen und zog ebensowohl die Hand wieder zurück. Der grausame Gedanke, vor den Augen meiner Mutter verhaftet zu werden, machte mich schaudern, und ich war bereit, mich wieder zu entfernen, ohne sie gesehn zu haben. — Ach!" fügte Giacomo hinzu, mich mit seinen schönen schwarzen Augen traurig und liebevoll ansehend, „welche quälende Ungewißheit! — Gott! erbarme Dich unser! — rief es in meinem Innern. Ohne Zweifel wurde dieser Schrei meines beängstigten Herzens erhört, und ohne länger zu zaudern, klopfte ich.

„Unsre alte Magd, Ghitta, öffnete und schrie vor Verwunderung laut auf, als sie mich sah.

„Still!“ sagte ich leise, ihr die Hand auf den Mund legend. „Wo ist meine Mutter? Sind wir allein? Giebt's keine Oestreicher hier?“

„Jetzt nicht; die Mama ist oben in ihrem Zimmer und weint.“ — Ich eilte hinauf.

„Ghitta,“ sagte ich, plötzlich stehen bleibend, „melde ihr vorsichtig, daß ich da bin; mein unverhoffter Anblick könnte ihr schaden.“

„Die Magd wollte mir gehorchen, als der Klopfer an der Thür gewaltig ertönte. Die arme Ghitta erschrak so darüber, daß sie das Licht fallen ließ. „Heilige Jungfrau,“ rief sie, „da sind sie alle wieder; wir haben kein Zimmer leer, außer das der Madame.“ — Die Schläge an der Thür verdoppelten sich.

„Oeffne Ghitta“ — und geräuschlos gewann ich das Zimmer meiner Mutter, dessen Thür ich leise öffnete, um sie nicht zu erschrecken. — Die arme Mutter betete. — Sie sah sich um, als sie jemand kommen hörte. „Giacomo, mein Giacomo!“ rief sie freudig überrascht und schloß mich in ihre Arme. „Still, liebe Mutter, sagte ich, „sie sind da.“ — Die ganze Gefahr unsrer Lage stand jetzt vor ihrem Geiste.

„Unglückliches Kind," erwiederte sie, „was hast Du gethan?" — Dann, sich mit der Leichtigkeit einer Frau von zwanzig Jahren meinen Armen entreißend, eilte sie nach der Thür, die sie verschloß, horchte, kam zu mir zurück und zog mich nach einem Theile des Zimmers, wo man nicht so leicht bemerkt werden konnte. „Bleibe hier, Giacomo," sagte sie leise, „Gott wird Dich Deiner Mutter nicht wiedergegeben haben, damit Du vor ihren Augen umkommen sollst." — Während sie dies sprach, hörten wir die schweren Tritte der Oestreicher auf dem Corridor. Meine Mutter bedeckte mich mit ihrem Körper; ihre Hand war auf meinem Munde. Sie hatte keine Angst; ihre mütterliche Liebe gab ihr Muth; gegen zwanzig hätte sie mich vertheidigt.

„Endlich waren die Oestreicher auf ihrem Zimmer und es wurde wieder ruhig; meine Mutter, die bis jetzt kein Auge von der Thür verwandt hatte, sah nun mich an, schloß mich wieder in ihre Arme und brach in Thränen aus.

„Warum kehrtest Du zurück?" fragte sie mich mit erstickter Stimme.

„Um Sie über mein Schicksal zu beruhigen und Ihre Thränen zu trocknen.“

„Mein Sohn, mein Sohn, Gott verzeihe Dir und segne Dich! — Er hat sich unsrer erbarmt — es wäre mein Tod gewesen, Giacomo.“

„Jetzt sah ich erst, wie sich meine Mutter verändert hatte; sie war sehr leidend und ihrer augenblicklichen Energie folgte schnell die Schwäche. Sie fiel in Ohnmacht, öffnete aber, von mir zu Bett gebracht, bald die Augen wieder. „Du wirst Hunger haben,“ sagte sie; „ich will Ghitta rufen, aber nein. Barmherziger Gott! muß sich mein unglückliches Kind verstecken, um im Hause seiner Väter zu essen! — Laß mich, mein Sohn, es ist mir wieder besser! geh' von dieser Thür und rühre Dich nicht.“

Sie öffnete nun geräuschlos die Thür und that einige Schritte auf dem Saale, wo die gute Ghitta schon mit Mundvorrath lauerte, den sie meiner Mutter stillschweigend gab. Wie sehr bedauerte ich jetzt, die Ruhe derjenigen vernichtet zu haben, die mir so theuer war; ich weinte über meine Unklugheit, als sie wieder zu mir kam.

„Iß, mein Giacomo, trockne Deine Thränen

und vor allem mache kein Geräusch — die heilige Jungfrau beschütze Dich.“

„Es waren dies sehr schmerzhafte Augenblicke für mich,“ sagte der arme junge Mann, aufstehend um mir eine Thräne zu verbergen, die über seine Wangen floß. „Ich sah meine Mutter fortwährend zittern, weinen und sich zu lächeln bemühen, ohne daß ein Vorwurf aus ihrem Munde kam. — Solche Güte zerriß mir das Herz. Immer sprachen wir leise, und diese unerläßliche Vorsicht hat etwas so Peinigendes und Quälendes, wenn man das Bedürfniß fühlt, sein Herz auszuschütten, daß es in der Welt nicht leicht ein drückenderes moralisches Leiden geben kann.

„Ein solcher Zustand konnte nicht dauern; meine schnelle Entfernung wurde nothwendig. Wir kamen den andern Tag also überein, daß Ghitta's Gatte mich Abends abholen solle, um mich auf Schleifwegen fortzubringen; aber welche angstvolle Augenblicke bis dahin!“

„Meine Mutter hatte sich krank gesagt und blieb zu Bett. Oefters blieben die östreichischen Offiziere vor ihrer Thüre stehen und erkundigten sich nach ihrem Befinden. Einer von ihnen, kühner

wie die übrigen, der Ghitta in das Zimmer treten sah, wollte ihr durchaus folgen. Letztre wehrte sich dagegen; allein was thun? — Meine Mutter gab mir ein Zeichen, zu ihr in ihr großes Bett zu kommen, und kaum war dies geschehen, so steckte der verdammte Oestreicher den Kopf zur Thür herein, und erkundigte sich in schlechtem Italienisch nach ihrem Befinden.

„Lieber wäre ich zum Fenster hinaus gesprungen, als meine Mutter länger so heftigen Gemüthsbewegungen auszusetzen. — Ghitta's Gatte kam zur bestimmten Zeit, und wir mußten uns trennen.

„Meine Mutter sammelte ihre ganze Kraft, erstickte ihre Seufzer und drückte mich mit den Worten an ihr Herz: „Geh' mein Sohn, fürchte Gott und gedenke Deiner Mutter." — Dann, mich mit Küssen bedeckend, fügte sie hinzu: „Mein Giacomo, mein einziges Gut auf der Welt — aber keine Rührung, keine Schwäche. Der Allmächtige wird uns seinen Schutz nicht versagen. Nimm dies Gebetbuch, ich empfing es von meiner Mutter, die es wieder von der ihrigen erhielt; es hat viele traurige Herzen getröstet und wird auch Dich trösten, mein Giacomo." — Bei diesen Worten zog er ein kleines vom Le-

sen abgenutztes Buch aus seiner Tasche und küßte es ehrfurchtsvoll. Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Ich empfing den Segen meiner Mutter und entriß mich ihren Armen. Dank meinem wackern Führer, kam ich ohne Unfall durch einen Theil Piemonts. Jung und stark, scheute ich keine Strapazen. Nicht selten mußte ich lange Umwege nehmen, die Nacht durch wandern und von Brod und Milch leben; allein die Vorsehung hat das Gebet meiner armen Mutter erhört, wovon ich heute den erfreulichsten Beweis erhielt, indem sie mich am Ziele meiner mühseligen Reise einen Freund finden ließ, der mir die erste Bitterkeit des Exils versüßen wird." — Giacomo reichte mir bei diesen Worten die Hand, und wir umarmten uns zärtlich.

Zwanzigstes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Unerschöpfliche Aufopferung Sismondi's für die italienischen Flüchtlinge. — Ich werde ihm vorgestellt. — Camille Jordan und dessen Freundin.

Den 5. Mai.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Genf entschloß sich Giacomo meinem Rathe zu folgen, und sich für den Augenblick im Canton Waadt niederzulassen.

Nie hatte ich mehr Offenheit, Vertrauen und Herzensgüte gefunden, als bei diesem jungen Mann. Ungern trennte ich mich von ihm, und als wir schieden, fühlten wir beide, daß wir einander jetzt nicht mehr fremd bleiben könnten. Jeder Schmerz macht mittheilend, wenn man sich für ihn intressirt, und wir lernen die lieben, welche mit uns weinen und unsre Leiden zu mildern suchen; allein der Schmerz des Exils ist vielleicht mehr wie jeder andre für den Balsam eines zarten, zuvorkommenden Mitleids empfänglich, weil die Verlassenheit eines Verbannten fast immer größer ist, als in andern Fällen des Mißgeschicks, und weil er, wenig von den Fremden hoffend, unter die ihn das Schicksal plötzlich warf, nur um so mehr von der ihm bewiesenen Theilnahme gerührt wird.

Ohne Zweifel ist diesen traurigen Ursachen ebenso wie dem Nationalcharakter das herzliche Sichgehenlassen und die Geneigtheit, Bekanntschaften anzuknüp-

fen, die ich bei fast allen italienischen Flüchtlingen bemerke, zuzuschreiben. Diese Manier, das Herz auf der Zunge zu haben, kontrastirt seltsam mit der Zurückhaltung und Kälte der Genfer. Uebrigens ist man hier sehr gefällig gegen sie, und obgleich von der Regierung nur mit einer Art Aengstlichkeit geduldet, können sie sich doch zu der hier gefundnen Gastfreundschaft nur Glück wünschen.

Ihr wärmster Freund und Beschützer ist aber Sismondi, der sie aus allen Kräften unterstützt, und seine interessanten Arbeiten bei Seite lassend, sich einzig mit den armen Verbannten beschäftigt, die hier täglich in größrer Zahl ankommen und alle bei ihm Hülfe, Aufnahme und Trost finden. Auch ist sein Name fortwährend auf ihren Lippen und immer von Segnungen begleitet.

Jetzt wird mir der würdige Mann auch theuer und achtungswerth durch seinen aufopfernden Edelmuth. Man kann ein guter Philosoph, Dichter oder Historiker sein; aber die so leicht aus der Feder fließenden Grundsätze auch praktisch zu bewähren, ist ein noch seltneres Verdienst, welches das Herz gewinnt, während das des Schriftstellers gewöhnlich nur Geist und Phantasie anspricht.

Noch ein Andrer nimmt die unglücklichen Flüchtlinge freundlich auf und arbeitet für sie, nämlich Buonarotti, der nichts scheut und den nichts niederschlägt, Buonarotti, der Procidas unsrer Tage, der einen halb fertigen, vom Meere umgestürzten Damm mit der Inschrift: „Fangen wir wieder von vorn an" zur Devise nehmen könnte.

Zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, ist er zu ihrer Verfügung, sammelt sie um sich und spricht ihnen Muth zu. Seinen letzten Pfennig, sein letztes Stück Brod gäbe er ihnen, wenn sie es bedürften. Das Wenige, was er sich im Schweiße seines Angesichts erspart hat, haben sie schon erhalten, und mehrmals sah ich ihn Mittags nur Suppe und Brod essen, um seine unglücklichen Landsleute unterstützen zu können. Vergebens protestirte seine arme alte Frau gegen diese ruinirende Gastfreundschaft, er erwiederte ihr:

„Als wir unglücklich waren, half man uns auch, und ich schätze mich überglücklich, dies uns gegebene Darlehen wieder abtragen zu können."

Ein seltsamer Charakter, in dem sich alle Tugenden eines griechischen Weisen mit den Uebertreibungen eines Jakobiners von 1793 vereint finden.

Den 20. Mai.

„Wer hatte diesem Italiener einen Paß verschafft?“ fragte man gestern Abend in der Lesegesellschaft.

„Sismondi.“

„Wer hat diesem Piemonteser die Erlaubniß ausgewirkt, in Genf bleiben zu dürfen?“

„Sismondi.“

„Und wer hat jenen Unglücklichen, der ohne alle Mittel ankam, in Stand gesetzt, weiter zu reisen?“

„Sismondi, immer Sismondi, dessen Wohlwollen unerschöpflich ist, und den ich um jeden Preis kennen lernen wollte. Ich ging also zum Professor Schaub, meinem würdigen Lehrer der Mathematik, um ihn zu bitten, mich noch denselben Tag dem berühmten Geschichtsschreiber vorzustellen.

„Von ganzem Herzen gern,“ erwiederte er; „wenn nichts darein kommt, wollen wir uns um zwei Uhr nach seinem Landhause aufmachen.

Zur bestimmten Zeit traten wir unsern Weg, wie mein witziger Professor sagte, à la Jean Jacques, zu Fuße an. Mein Begleiter verleugnete seine gute Laune keinen Augenblick während dieses langen Marsches, der ihm, wie er wiederholt versicherte, wegen der

Rundung seiner werthen Person, für eine Hercules-arbeit angerechnet werden müsse. Nach wohl zwanzigfachen Ruhen und eben so vielen lustigen Erzählungen erblickten wir endlich Sismondi's Haus, am linken Ufer des Sees, unfern dem Dorfe Chêmes gelegen.

Schaub hörte nun mit seinen Kalemburgs auf, um das Lob seines großen Landsmannes anzustimmen, den er an die Spitze aller Berühmtheiten von Genf stellt.

„Unser Sismondi," sagte er, „ist der erste Geschichtsschreiber der Epoche."

„Von Genf wollen Sie sagen?"

„Nein, nein, er ist der erste Historiker unsrer Zeit; seine Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters ist ein litterarisches Product von höchster Wichtigkeit, und die Franzosen haben nichts der Art; nur unser Johannes von Müller kann mit ihm verglichen werden."

Ich hütete mich wohl, meinem trefflichen Führer zu widersprechen, der im Stande gewesen wäre, sich, trotz Sonne und Staub, mitten auf den Weg zu stellen und dort, nöthigen Falls, eine Stunde zu discutiren, um mich von der Wahrheit seiner

Meinung zu überzeugen. Wir setzten also ruhig unsern Weg fort und standen bald darauf vor Sismondi's Wohnung.

Dies unscheinbare Haus von unregelmäßiger Bauart trennt ein kleiner Garten von der Landstraße, den eine Hecke umgiebt, die so staubig ist wie der schmale Rasenplatz, über welchen der Weg zum Haupteingange führt. Hinter den Gebäuden und neben ihnen ist ein Obstgarten, den ein Weiher mit Wiesen umschließt, und im Hintergrunde zeigt sich die Alpenkette.

Wir fanden Sismondi zu ebener Erde in einem geräumigen Bibliothekzimmer arbeitend. Bei unsrem Eintritt legte er die Feder hin und beeilte sich uns entgegenzukommen. Anfangs, glaube ich, traute ich meinen Augen nicht hinlänglich, um sogleich zu beurtheilen, ob er der Idee, die ich mir von dem Verfasser so vieler ausgezeichneten Werke gemacht, entspräche; indeß blieb ich betroffen, wie einer, der sich auf den bloßen Namen eines Mädchens hin, sie als ein Modell von Anmuth und Schönheit denkt, und am Ende nur ein ganz gewöhnliches Gesicht findet. Das war nicht der Sismondi, von dem ich mir ein so edles Portrait entworfen; seine Verlegenheit und

Schüchternheit waren so auffallend, und die wenigen Worte, welche er in den ersten Augenblicken stammelte, waren nicht kernig genug, um den übeln Eindruck seiner Erscheinung auf mich zu verwischen. Als er aber wieder mehr Fassung gewann, sein einsilbiges, zurückhaltendes Wesen bei Seite ließ und über Italien und die constitutionellen Institutionen sprach, wurde er beredt, überredend, hinreißend. Seine Physiognomie belebte sich und gewann einen Ausdruck von Edelmuth und Erhabenheit, wie ihn nur das Genie allein zu geben vermag.

Unser Gespräch dauerte lange, vielleicht zu lange für einen Besuch der Art; allein ich hörte dem großen Schriftsteller begierig und mit wachsender Theilnahme zu, und als er mich mit den Worten entließ: „Hoffentlich werden wir uns wiedersehen,“ — antwortete ich mit Ja und einem Händedruck; allein dies Ja galt mir so viel wie alle nur mögliche Betheurungen. — Wohl dem Studirenden, welcher den Rath und die Freundschaft eines solchen Mannes erhalten kann.

Den 26. Mai.

Camille Jordan's Tod hat eben die liberale Partei eines loyalen Vertheidigers und Frankreich eines

tugendhaften Bürgers beraubt. An der Traurigkeit, die sich meiner bei dieser verhängnißvollen Nachricht bemächtigte, sah ich, wie ich zu sagen wage, daß ich würdig war, ihn zu verstehen und eines Tags auf seine Freundschaft Ansprüche zu machen. Es war ein Mann von Herz und Gewissen, dessen ganzes Streben dahin ging, seinem Vaterlande weise und gemäßigte Institutionen zu geben, die er für dessen Freiheiten und Glück am zuträglichsten hielt.

Die Bonapartisten und Ultraliberalen beurtheilen ihn freilich anders: allein ihre Meinungen sind nicht immer die meinigen, und übrigens wird ihr Einfluß auf mich bei dieser Gelegenheit durch den einer Frau, einer Freundin des würdigen Jordan, mehr als aufgewogen.

Diese merkwürdige Frau, deren Bekanntschaft ich vor einigen Tagen zu machen das Glück hatte, ist Madame B..., eine Französin und aus der Franche-Comté gebürtig. Sie hat eine liebenswürdige Tochter von achtzehn Jahren, die das Loos dessen, der einst ihre Hand erhalten wird, nur beneiden läßt.

Wenige Besuche reichten hin, um meine hohe Meinung von Madame B. zu bestätigen, und von

Dankbarkeit für ihren rührenden Empfang durchdrungen, that ich von ganzem Herzen das Gelübde, ihr Wohlwollen gegen mich zu rechtfertigen und mich ihrer Freundschaft durch meine Handlungen und Kenntnisse würdig zu machen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Ausflucht nach Lausanne. — Der Schweizersergeant. — Schilderung einer guten und glücklichen Familie. — Druidensteine.

Genf, den 15. Juni 1821.

Vor vier Tagen, beim Erwachen, war mir der Kopf schwer und befangen. Vergebens wollte ich studiren; keine Idee verknüpfte sich klar mit der andern, und selbst die Musik hatte keinen Reiz für mich. — „Wieder krank,“ dachte ich verdrüßlich. „Nein, bei allen Heiligen! nein; eine Wandrung nach Lausanne, zu dem guten Lainé, wird helfen.“ Sein Landhaus soll allerliebst sein, seine Familie ist dies

noch mehr, und dann hat er mich schon so oft und freundschaftlich eingeladen.

In wenig Minuten war ich reisefertig, und wanderte auf der Straße von Copey, den schönen See mit seinen klaren Wellen und reichen blumigen Ufern entlang. Ein kühles Lüftchen mäßigte die Hitze; ein sanfter Regen in der Nacht hatte den Staub gelöscht; reiche Ernten schmückten die Fluren, auf denen die Thautropfen in den Strahlen der Morgensonne funkelten. Ueberall glänzte die Natur voll Jugend und Leben; wie hätte ich ihren wohlthätigen Einfluß nicht fühlen sollen? In weniger als einer Viertelstunde war meine Unpäßlichkeit verschwunden, mein Kopf frei und mein Ideengang wieder lebendig. Wie schön ist das Leben, wenn man voll Kraft und Gesundheit sich ruhig den Freuden der Einbildungskraft und der köstlichen Betrachtung der immer neuen Schönheiten dieser hohen Berge und der Gewässer, die ihren Fuß zu baden scheinen, überlassen kann!

Schon befand ich mich in Nyon, und glaubte kaum eine halbe Stunde von Genf zu sein, so schnell war mir die Zeit vergangen. Ohne Rast weiter zu gehen wäre kein kluger Entschluß gewesen, wider den auch mein Magen protestirt haben würde. Weis-

lich kehrte ich also in einem Wirthshause am See ein, den man von dort aus übersehen konnte, und ließ mir ein stärkendes Frühstück auftragen. Neben mir, aber an einem andern Tische, saß ein Reisender bei einem Kruge Bier. Obgleich sein eben so männliches als regelmäßiges Gesicht den Ausdruck düstrer Melancholie hatte, so kam ich doch bald mit ihm ins Gespräch und erfuhr, daß er von Chambery komme und in die Gegend von Lausanne gehe, was uns das Vergnügen verschaffen konnte, den Weg zusammen zu machen. Ich that ihm diesen Vorschlag, den er annahm, und wir brachen sofort auf.

Mein Begleiter war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von hohem graden Wuchs, und so abgemessen in allen seinen Bewegungen, daß sich ohne Mühe errathen ließ, er müsse dem Militairstande angehören.

„Sie waren Soldat?" fragte ich ihn, nachdem wir einige Schritte mit einander gegangen.

„Ja, und ich diene noch als Sergeant in einem der französischen Schweizerregimenter, und kehrte nur auf Urlaub in mein Vaterland zurück, von dem ich sehr lange abwesend war.

„Das muß Ihnen viel Freude machen?“

„Ach! mein Herr“ — und der melancholische Sergeant blieb stehen, als wenn plötzlich ein trauriger Gedanke sein Herz schmerzlich getroffen hätte.

„Warum kam ich wieder hierher!“ begann er von Neuem; „wer keine Familie hat, hat auch kein Vaterland.“

Statt aller Antwort reichte ich ihm die Hand und wir gingen schweigend weiter.

Der Unglückliche fühlt ein Bedürfniß der Mittheilung, während er zugleich einen bewundernswerthen Instinkt besitzt, um zu erkennen, wer es werth ist, an seinen Schmerzen Theil zu nehmen. Meine Discretion wurde von dem armen Waadtländer vorausgesetzt, der es errathen hatte, daß ich mit Theilnahme die Erzählung seines Unglücks anhören würde. Daher begann er ohne weitere Umschweife, wie gegen einen Freund, den er zufällig gefunden:

„Wir waren fünf Geschwister, zwei Mädchen und drei Knaben. Das älteste hieß Samuel, dann kam Marthe, dann Johann, mein zweiter Bruder, und Marie, die nur ein Jahr älter war wie ich. Unsre guten Aeltern liebten eins wie's andre, und wir liebten sie auch von ganzem Herzen, denn sie

arbeiteten nur zum Besten ihrer Kinder. An Brot fehlte es nie im våterlichen Hause; wir waren gut gekleidet und gebettet, und Gott weiß es, welche Mühe die arme Mutter mit uns hatte, als wir klein waren. Sie konnte keine Viertelstunde ruhen, spann, während mein Vater auf dem Felde war, und hielt dabei alles so sauber und in Ordnung, daß es eine Freude war. Nach dem Abendessen las uns der Vater aus der Bibel vor, sprach ein Gebet und brachte uns dann zu Bette; allein meine Mutter spann noch, die gute Frau, und wenn sie fertig war, umarmte sie uns noch in unsern Betten und legte sich auch zur Ruh. — Noch glaube ich sie zu sehn.

„Meine Brüder waren bald groß genug, die Aeltern zu unterstützen und auch willig dazu; allein die Arbeit war damals selten, und wir mußten uns daher öfters nur mit Brot begnügen. Dann machte uns auch meine Schwester Marthe, ein hübsches und gutes Mädchen, Sorge, die einen Liebhaber hatte, der wohlhabender war wie wir und dessen Aeltern daher in die Heirath nicht willigen wollten. Meine Brüder nahmen sich dies so sehr zu Herzen, daß sie eines Tags zu unserm Vater sagten, sie

wollten sich unter die Schweizer in Frankreichs Diensten anwerben lassen, und sie waren schöne Grenadiere, fünf Fuß zehn Zoll alle beide."

„Der Vater wollte anfangs nicht, gab aber am Ende weinend nach. Es war dies 1788. Samuel und Johann traten also unter's Militair.

„Da," sagten sie zu Marthen, „nimm unser Handgeld, und die Aeltern Deines Liebhabers werden nun nicht mehr die Stolzen machen."

„Marthe wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und meine Mutter ebensowenig; die gute Frau, die so den Verlust ihrer beiden Aeltesten vor Augen sah, that bis zum Tage der Abreise nichts wie weinen. Die ganze Familie gab ihnen das Geleite; es ist mir noch, als wenn es heute wäre; Vater und Mutter schluchzten, das es einen durch's Herz ging; Marthe und ihr Zukünftiger weinten auch, und meine armen Brüder — suchten uns zu trösten!

„Wir werden ja wiederkommen," sagten sie zur Mutter, und die gute Frau, welche jeden Augenblick stehen blieb, um sie zu umarmen, konnte nur antworten: „Gott gebe es, meine Kinder!"

„In einem Wirthshause dort oben auf den Bergen angekommen," — und der Soldat zeigte mit

der Hand nach dem Jura — „machten wir Halt. Wir konnten von da aus unsern Canton noch sehen.

„Erkennst Du unser Dorf da unten?" fragte ich Samuel, der es bejahte. — Wer hätte dem armen Burschen sagen sollen, daß er es zum letzten Male sähe?

Wir wurden immer trauriger und man hörte nur noch das Schluchzen meiner Mutter."

„Frau," sagte endlich mein Vater gefaßt zu ihr, „der gütige Gott wird für unsre Kinder sorgen; ehe wir uns trennen, wollen wir ihn bitten, sie uns wiederzuschenken."

„Die ganze Familie fiel auf die Knie; der Vater sprach mit lauter Stimme ein Gebet und gab uns darauf seinen Segen. — Hätte ein solcher Segen nicht Glück bringen müssen?

„Nachdem wir uns wohl zwanzigmal umarmt hatten, kehrten wir in unser Dorf zurück, und meine Brüder verfolgten die Straße nach Frankreich.

„Schwester Marthe verheirathete sich bald darauf, und wir hätten alle sehr glücklich sein können, wären die beiden Aeltesten nicht so weit von uns, in Paris unter der Garde Ludwigs XVI. ge-

wesen. Unsre ganze Freude war aber nur von kurzer Dauer; die französische Revolution kehrte das Oberste zu unterst, und die Schweizer waren mehr wie die Uebrigen dabei gefährdet. Meine Brüder waren wackre Leute; der zehnte August kam und sie ließen sich tödten, ohne einen Zoll breit von ihrem Posten zu weichen. Dies Unglück war das Signal zu allen möglichen Leiden. Zunächst folgte der Tod meiner Mutter, aus Gràm, nach Jahresfrist. Sie betete für uns bis zu ihrer letzten Stunde. Seitdem kränkelte mein Vater, und keine Pflege, keine Arznei wollte helfen. Das Uebel hatte im Herzen seinen Sitz, wie der Arzt meinte, und verschlimmerte sich, als der gute Mann auch Schwester Marthen und ihr Kind an den Blattern sterben sah. „Gott!" rief er, „nimmst Du mir denn alle meine Kinder!" — Er weinte Tag und Nacht, und wie hätte er ein solches Leben aushalten können? Drei Jahre war unsre Mutter todt, da begruben wir ihn auch. Mein Vater war ein rechtschaffner Mann," fügte der Soldat hinzu, mich mit trauriger und zugleich stolzer Miene ansehend, „und ich bildete mir mehr auf ihn ein, wie ein General auf den seinigen. — Auch habe ich ihm Wort gehalten, kann ich sagen, und

brauche mich nicht zu schämen, wenn ich ihn dort oben wiederfinde.

„Von fünf Geschwistern waren wir nun noch unsrer zwei, Marie und ich. Zwei Monate vor seinem Tode sagte mein Vater zu mir: „Simon, Du mußt heirathen; Du liebst ja wohl die Tochter unsers Nachbars?"

„Ja Vater," gab ich zur Antwort; aber wie konnte ich an's Heirathen denken, da ich ihn so krank sah? Und doch besprachen wir uns schon mit Johanne; allein erst zwei Jahre nach meines Vaters Tode kam unsre Heirath zu Stande.

„Johanne war das beste Mädchen des Dorfs, das ganze Ebenbild meiner Mutter, so arbeitsam und fromm wie sie." — Der gute Soldat, tief ergriffen, wie es schien, von einer furchtbaren Erinnerung, setzte sich unter einen Baum, und ich leistete ihm natürlich Gesellschaft. Den Kopf in die Hände gestützt, ließ er seinen Thränen freien Lauf, und nie, glaube ich, gingen mir Thränen mehr zu Herzen wie diese.

„Ich bedaure Sie, armer Simon," sagte ich, ihm auf die Schultern klopfend. Er sah mich dankbar an und rief:

„Gebe Ihnen Gott einst ein so gutes und tugendhaftes Mädchen zur Gattin wie meine Johanne!“

Dann fuhr er fort:

„Nachdem alles in Ordnung war, wurde unser Verlobungsfest angesetzt, und zwar eines Montags, im Juni, vor dreiundzwanzig Jahren. Das ganze Dorf war in Festkleidern auf den Beinen; so sehr wurde Johanne von Allen geliebt. Was ich damals fühlte, kann ich jetzt nicht schildern; habe zu viel gelitten. Hätte mir aber Gott meine armen Aeltern zurückgegeben, so würde ich im Paradiese zu sein geglaubt haben.

„Nun ist's bei uns Sitte, am Tage der Verlobung auf einen hohen Berg, eine halbe Stunde von dem Dorfe, zu pilgern; die beiderseitigen Freunde des Brautpaars, kurz die ganze Hochzeitsgesellschaft begiebt sich mit Tambours und Musik dahin. Man sucht dort, wie es heißt, das Glück auf. Guter Gott! was habe ich dort gefunden!

„Wir stiegen vergnügt den steilen Pfad hinan; Johanne stützte sich auf meinen Arm, bis wir an die Stelle kamen, wo sie, dem Gebrauch gemäß, allein zeigen mußte, wie sicher ihr Fuß sei. Der

Glaube des Landes betrachtet nämlich jeden Fehltritt für die Vorbedeutung eines Unglücks.

„Johanne und ich, wir hatten keinen einzigen gethan und nahmen einander freudig bei der Hand, als wir auf dem Gipfel wieder zusammenkamen. Die übrige Gesellschaft mit der Musik kam nach uns an und zuletzt der Pastor. Nach einigen Minuten stellten wir uns um unsern würdigen Geistlichen.

„Meine Kinder," begann er, „Eure Väter flüchteten sich auf diesen Berg zur Zeit der Verfolgungen und mußten viel leiden, um ihren Glauben zu erhalten. Handelt wie sie, damit auch Eure Nachkommen einst von Euch sagen können, was Ihr von Jenen rühmt. Von diesem Berge aus übersehet Ihr ein Bild des Lebens, rechts reiche Ernten auf den Feldern, Weinberge und blumige Wiesen; es sind dies die Güter und Freuden, die Gott den Menschen während ihres kurzen Lebens giebt. — Auf der andern gähnen Abgründe; trockne Felsen und höher hinauf endloser Schnee zeigen sich Euren Blicken. Das deutet die Leiden an, die wir zu ertragen haben; allein der helle klare Himmel über uns ist das Emblem des himmlischen Aufenthalts,

wo keine Veränderung und ewige Heiterkeit ist, und wo uns jener gütige Vater erwartet, der uns in seiner Barmherzigkeit seinen Sohn gab, um uns beten und leiden zu lehren. Beten wir also zu ihm, ja bitten wir ihn, damit er Euch, meine Kinder, segne, wie ich dies thue."

„Wir weinten alle," fuhr der Soldat, seine Thränen trocknend, fort, „aber vor Freuden, und als unser würdiger Geistlicher seine Hände ausstreckte, um uns zu segnen, blieben wir, Johanne und ich, vor Rührung lange vor ihm schweigend auf den Knien.

„Keine Thränen mehr," rief der gute Mann; „denken wir jetzt nur noch an die Freude — die Musik kann wieder anfangen." — die Musik begann von Neuem und die Heiterkeit kehrte zurück."

Simon schwieg; seine Augen wurden starr, die Adern liefen ihm auf. — „Nein," sagte er, „ich kann nicht," und er lehnte den Kopf auf meine Schulter, ohne eine Thräne zu vergießen. „Johanne," murmelte er, „Johanne."

„Nun, Johanne?" erwiederte ich in einem Tone, so theilnehmend ihn mir meine eigne Rührung nur einflößen konnte.

„Sie ging mit mir Hand in Hand," begann er wieder mit unterbrochner Stimme; „dann lief sie wie eine Geiß auf das Plateau des Bergs, um sich unter ihre Gespielinnen zu mischen; keine schien so flink. Bald war ich wieder bei ihr, und wir trennten uns nur manchmal von den übrigen, um von unsrem Glück zu sprechen. — Wir liebten uns so sehr! — „Wir wollen dort den Hohlweg gehen," sagte Johanne zu mir, „da sind wir ungestörter," und ich Unglücklicher folgte ihr unbesorgt, der Sicherheit ihres Fußes vertrauend. Von Zeit zu Zeit blickte sie über den Abgrund und flüchtete dann wie erschrocken in meine Arme. — Ich ließ mir dies Spiel gefallen; es war so angenehm! In einem dieser Augenblicke — wir waren nur zwei Schritte vom Abgrunde und unten brauste der Bergstrom — trat sie auch vor, rutschte aus, fiel, schrie, ich faßte sie beim Arme, verlor mit ihr das Gleichgewicht und wir beide stürzten in den Abgrund."

Bei diesen Worten überzog Todtenblässe das Gesicht des unglücklichen Sergeanten; er athmete kaum bis zu dem Augenblicke, wo endlich die Thränen sich Bahn machten. Vergebens bat ich ihn, hier seine Erzählung zu schließen.

„Nein,“ erwiederte er, „Sie hören mir theilnehmend zu und verstehen meinen Schmerz; das ist ein großer Trost für mich. Ein funfzig Fuß tief waren wir herabgestürzt, als ein Dornstrauch uns aufhielt; allein die Kleider meiner armen Johanne zerrissen, während die meinigen, stärkeren, aushielten. Ich blieb also zerstoßen und bewußtlos an den Dornen hängen, und meine Freunde brachten mich, mit Gefahr ihres eignen Lebens, wieder hinauf. — Gott! warum wurde ich gerettet!

„Der Leichnam meiner Johanne wurde verstümmelt, zerschmettert, fast unkenntlich aufgefunden, und ich genas nur nach einiger Zeit, um sie auf dem Kirchhofe zu beweinen. Meine Verzweiflung war grenzenlos, und Gott weiß, was ohne unsern guten Pastor und meine Schwester Marie geworden wäre. Unfähig, länger an der Stätte so herber Verluste zu bleiben, überließ ich meiner Schwester mein Besitzthum und trat in französische Kriegsdienste. Der Tod verschonte mich, nicht einmal verwundet wurde ich, während Marie, nach dreijähriger Verheirathung, mit Hinterlassung von zwei kleinen Kindern starb. Mariens Tochter ist seitdem ihrer Mutter gefolgt, und ihr Sohn, der in Cham-

bery einen Onkel von väterlicher Seite aufgesucht, ertrunken, wie ich vor zwei Monaten erfuhr. –

„Gott im Himmel! warum nahmst Du mich nicht statt seiner!

„Nun soll ich wegen des Nachlasses nach Chambery kommen, und weil mein Regiment in Lyon liegt und ich auch den Ort, wo sie Alle ruhen, noch einmal sehen wollte, so habe ich dem Rufe Folge geleistet. — Nie komme ich wieder hierher; ich habe kein Vaterland mehr. — Wer liebte mich noch darin?"

Simon schwieg, stand nach einigen Augenblikken hastig auf, und wir setzten unsern Weg fort. Ich achtete seinen Schmerz zu sehr und war auch selbst zu aufgeregt, um ihm Trost zusprechen zu wollen. Wir gingen also noch eine Weile still neben einander her, und ich trennte mich mit wahrem Bedauern von diesem wackern Manne, ohne Zweifel, um ihn nie wiederzusehn.

Zwei Stunden nachher kam ich zu meinem Freunde, dessen köstliche Villa, eine Viertelstunde von Lausanne gelegen, die Aussicht auf den See, Valois und die große Alpenkette gewährt. Vater, Mutter und Kinder empfingen mich mit echt fran-

zösischer Herzlichkeit, was mir um so wohlthuender war, da ich seit meinem Aufenthalt in Genf weniger daran gewöhnt bin. Alle suchten um die Wette sich mir gefällig zu zeigen, und bald machte mein etwas schulmäßiger Ernst offner Freude Platz; glücklich wie ein Schüler in den Ferien, wurde ich wieder Kind, wie die drei kleinen Kobolde, die mich seit meiner Ankunft umgaukelten und mir kaum Zeit zum Essen ließen.

Wie wohlthätig wirkt nicht Heiterkeit auf's Herz! — Nachher kamen ernsthafte intressante Gespräche mit dem Vater dieser liebenswürdigen Kinder, dem guten und biedern Lainé, dessen Geist so aufgeklärt, als seine Seele groß und edel ist. Ein ausgezeichneter Mineralog, hat er sich in der Schweiz niedergelassen, um freier zu sein, und weil die Alpen seinen geologischen Studien ein weiteres Feld bieten. Geliebt von den Seinigen, deren Glück er macht, und nie einen Armen leer von sich lassend, fließt sein Leben ruhig in einem Lande und unter einer Bevölkerung hin, in deren Mitte, ist man einmal da, man immer bleiben möchte.

Nach vier Tagen eines seligen Lebens mußte ich mir Gewalt anthun, um meine guten Freunde zu

verlassen, von denen ich mich nur mit dem Versprechen trennen konnte, für längere Zeit wiederzukommen.

Den 4. Juli.

Dieser Tag war ein glücklicher; ich rettete einem Menschen das Leben.

„Unfern des Hafens, einige hundert Schritte vom Ufer, liegen im See zwei große Steine, angeblich ehemalige Altäre der Druiden. Von ihnen herab pflegen die Schwimmer in den See zu springen, der an dieser Stelle sehr tief ist, und unterzutauchen.

‚Baden Sie mit?" fragte mich Derworth, der Guitarist, den ich am Ufer traf, bereit nebst noch zwei Andern in einem Nachen nach den nur erwähnten Steinen zu fahren.

„Ei freilich," gab ich zur Antwort, und stieg mit in den Kahn, der sofort abfuhr.

„Können Sie gut schwimmen, Herr Derworth?"

„Wie ein Fisch."

„Vortrefflich! so wollen wir herrliche Purzelbäume von den Steinen herab schlagen."

„Ja, ja," sagte mein Deutscher, sich vollends auskleidend.

Bald waren wir an dem zweiten Steine, wo wir anhielten, um hinaufzuklettern. Schon befanden sich Derworths Begleiter, die jedoch wenig geschickte Schwimmer waren, im Wasser, und ich hatte schon mehrmals untergetaucht, als er noch immer zögerte, herabzuspringen und endlich sich langsam heruntergleiten ließ. Stolz darauf, sich flott erhalten zu können, stieß er einen Kehlton aus, welcher der Muschel des Triton Ehre gemacht hätte. Allmählich kühner geworden, wagte er sich zu weit und gerieth in eine Strömung. Sein Hülferuf machte uns auf die Gefahr, worin er schwebte, aufmerksam. Mit aller Kraft ruderte ich zu ihm hin und kam grade in dem Augenblicke an, wo der arme Teufel untersinken wollte.

„Muth gefaßt," rief ich ihm zu, „und rühren Sie mich nicht an, oder ich tauche Sie unter."

Nun faßte ich ihn mit dem linken Arme um die Brust und suchte ihn nach dem Kahne zu ziehen, welcher sich nicht von der Stelle rührte, so groß war der Schreck von Derworths Freunden. Endlich, nachdem ich ihn über zweihundert Schritt weit geschleppt

hatte, während er ganz regungslos blieb, nahm uns der ersehnte Kahn auf. Noch eine kurze Zögerung, und wir waren beide verloren.

Während wir dem Ufer zufuhren, und Derworth's Genossen ihm bald die Haut herunterfrottirten, murmelte er auf Deutsch: „Die verdammten Kerls! was wäre ohne diesem Braven aus mir geworden?" Dann nahm er mich bei der Hand und dankte mir wiederholt.

Einmal gelandet, wollten wir ihn nach Hause bringen, als ihn eine junge Engländerin, seine Schülerin, die zufällig vorbeifuhr, mit in ihren Wagen nahm.

Nannte ich nicht mit Recht diesen Tag einen glücklichen? — Und soll ich alles gestehn, so ist er es vielleicht noch mehr durch den Gedanken, daß diese göttlich schöne Engländerin erfährt, was ich für ihren Lehrer that.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Brief an Herrn Professor G.

Mein Sonntag in Genf. — Die Predigt. — Calvin als Reformator der Sitten und Gesetze. — Pierre Fatio. — Mütterliche Liebe macht eine adliche Dame zur geschickten Lehrerin. — Spazierfahrt auf dem See. — Gesänge der Geächteten.

Sonntags, den 6. Juli.

Als ich zu Ihrem großen Mißvergnügen einen Tag wie den andern nutzlos vergeudete, war der Montag dem Dienstag und dieser dem Sonntag gleich, d. h. um die Wahrheit und mit Ihnen, verehrter Lehrer, zu reden, alle diese köstlichen so elend angewandten Tage waren in ihrer geräuschvollen Unordnung nur eine einförmige Reihe von Langeweile, Ekel und Reue. Jetzt, da Gott sei Dank! jeder meiner Tage von früh bis Abends der Arbeit gewidmet ist, vergeht mir die Zeit schnell und läßt in meinem Herzen ein sich immer erneuendes Gefüh von Zufriedenheit zurück. So habe ich aber das

Recht und Bedürfniß, nach anstrengender Arbeit den Sonntag zu genießen.

Nicht etwa, als ob ich mich dem Dolce far-niente überließe, Gott behüte! allein ich wechsele meine Vergnügungen wie meine Beschäftigungen, und die Lectüre der Dichter, Musik, intressante Besuche und Ausflüge in die Umgegend füllen und erfreuen abwechselnd meine Stunden. Heute hatte ich den guten Giacomo eingeladen, dessen Geschichte Sie schon kennen. Um acht Uhr war er bei mir. Wir sprachen lange über die Pracht, welche die katholische Kirche bei ihren Cermonien entfaltet, uns beide an den tiefen Eindruck erinnernd, den ihre imposanten Feierlichkeiten auf unser junges Gemüth hervorbrachten. Dies erregte in uns den Gedanken, daß die Recht haben könnten, welche behaupten, man müsse beim Volke durch die Sinne auf die Seele zu wirken suchen, und um uns mit eignen Augen von den Vorzügen der katholischen Religion vor der reformirten in dieser Beziehung zu überzeugen, gingen wir sofort nach der Peterskirche zur Predigt. Ueberrascht fragte mich Giacomo bei unserem Eintritt, wo die Altäre, die Priester mit ihren bunten Gewändern, Blumen und Weihrauch wären.

„Mein Gott!“ sagte er, „wie traurig sieht's hier aus, und doch ist heute ein Fest, das in unsern Kirchen mit der größten Feierlichkeit begangen wird.“

„Still, still,“ erwiederte ich; „wir wollen diese andächtige Versammlung nicht stören. Der Geistliche besteigt die Kanzel; hören wir zu.“

Das tiefste Schweigen herrschte, und als der Prediger, einer der bedeutendsten von Genf, seine Predigt begann, schien nur ein Ohr ihn zu hören und eine Seele den Eindruck seiner rührenden Worte aufzunehmen. Seine Rede war einfach wie das Evangelium; er enthielt sich aller Declamation, predigte Moral und suchte durch die Vernunft auf's Herz zu wirken. Wir vergaßen nun die Schmucklosigkeit des Gebäudes und den Mangel alles Pomps beim Gottesdienst, um nur die salbungsreichen Worte des beredten Pastors zu hören, und ich muß es Ihnen wohl gestehen, theurer Lebrer, diese Salbung findet sich selten in den Predigten katholischer Geistlichen, die fast immer dogmatisiren und den Geist auf Unkosten der Ueberzeugung ermüden.

Nach beendigtem Gottesdienst näherten wir uns der famösen Kanzel, wo Calvin so oft mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Charakters theologische

Streitfragen erörterte. Von da aus begann dieser außerordentliche Mann die dreifache Reform der Sitten, der Religion und Gesetze, welche die Unabhängigkeit und das Glück seines neuen Vaterlandes sicherte. Bedenkt man die Zeit, in welcher er lebte, so wird man ihm gern die vielleicht übertriebene Strenge gegen seine Feinde, mit der er dabei zu Werke ging, verzeihen; denn das Volk, welches er reformiren wollte, war eben so verdorben als sklavisch, und er mußte tief in's Fleisch schneiden, um das sociale Geschwür gründlich zu heilen. Kein Unparteiischer von Sachkenntniß wird ihm die Ehre eines Reformators der Sitten und des tiefen Gesetzgebers streitig machen. Verdanken nicht die Genfer seinem Erziehungssystem, das er in einer so wenig aufgeklärten Zeit zu schaffen wußte, ihre schnellen Fortschritte in den moralischen und politischen Wissenschaften und jenem allgemeinen Unterrichte, der sofort ihre kleine Republik an die Spitze der Civilisation stellte? Ist ferner seine unbeugsame Strenge gegen Mißbräuche und Widerspenstige, weß Standes sie auch sein mochten, nicht die Ursache, daß die organischen Institutionen des Landes sich befestigen und entwikkeln konnten, und daß Vaterlandsliebe, die Frucht

der Gerechtigkeit und Mäßigung, den strafbaren Excessen eines eben so blinden als gebieterischen Egoismus folgte?

Die Genfer müssen daher mit hoher Ehrfurcht in ihre von Calvin selbst zu den zwei wichtigsten und imposantesten Feierlichkeiten einer Demokratie geweihte Peterskirche treten, ich meine die Sanction der Gesetze durch die Gesammtheit der Bürger und die jährliche Preisvertheilung an junge Leute aller Collegien.

„Ja," sagte ich zu Giacomo, „in diesem der Andacht geweihten Gebäude wurden jene allgemeinen Volksversammlungen gehalten, die Grund oder Gegenstand so vieler Unruhen und Revolutionen waren. Welche Intriguen und gewaltsame, willkührliche Mittel bot in der That nicht die Genfer Aristokratie auf, um diese Nationalversammlungen, die ihrer Allmacht allein im Wege standen, bald zu vermeiden, bald zu annulliren, und mit welcher Beharrlichkeit suchte nicht dagegen die Bürgerschaft dieses unveräußerliche Recht zu behaupten und zu erweitern, von dem nicht allein die Freiheiten, sondern die ganze Existenz ihres theuren Vaterlandes abhingen!

Wie viel stürmische Debatten und blutige Sce-

nen sahen nicht diese Mauern, wo sich einige hunder leidenschaftliche Menschen so erbittert schlugen, als hätte es sich um die Herrschaft der Welt gehandelt; Wie viel Züge von Patriotismus und erhabner Aufopferung fanden aber auch nicht hier statt! Ich will hier nur an den tugendhaften Pierre Fatio erinnern, dem es nur an einem größern Schauplatz und einem Geschichtsschreiber wie Livius fehlt, um unter den ersten Märtyrern der Freiheit zu glänzen.

Dieser Fatio, verehrter Lehrer, gehörte zu einer Patricierfamilie des Landes, deren Mitglieder 1707 ausschließend die vornehmsten öffentlichen Aemter inne hatten. Zu gerecht und aufgeklärt, um sich den ehrgeizigen Plänen und Unterdrückungen der privilegirten Kaste beizugesellen, widmete er sich ganz der gefährlichen Laufbahn, dem Volke als Organ gegen die Bedrückungen des Adels zu dienen. Mehr wie einmal durch die Ueberlegenheit seines Geistes an die Spitze der Volksbewegungen gestellt, hätte er sich der obersten Gewalt bemächtigen können; allein er wußte in der Peterskirche selbst dieser gefährlichen Prüfung zu widerstehen, und benutzte seinen unwiderstehlichen Einfluß nur dazu, seine gegen den Adel aufgebrachten Mitbürger zu besänfti-

gen, während er von jenem einige Zugeständnisse zu Gunsten der republikanischen Freiheiten erhielt.

Pierre Fatio war das Idol seiner Partei; allein was vermochte die Liebe eines wenig einträchtigen Volks gegen den immer zunehmenden Haß einer compacten Aristokratie, die, wie alle Aristokratien, lieber zum Auslande ihre Zuflucht nahm, als den gerechten Forderungen ihrer Mitbürger nachgeben wollte? Von den Berner Truppen verhaftet und in's Gefängniß geworfen, wurde der unglückliche Fatio durch den Senat, worin sein eigner Bruder saß, zum Tode verurtheilt. Vergebens suchte man ihn zu einem schmählichen Widerruf zu bewegen; er blieb ruhig und standhaft, als man ihm sein Urtheil vorlas, wie bei der Hinrichtung, Gott zum Zeugen nehmend, daß er seinen Pflichten als Bürger und Christ nicht zuwider gehandelt habe.

Das Herz noch voll patriotischer Begeisterung, welche die Erinnerung an diesen edlen Mann in uns erregt hatte, nahmen wir den Weg nach Sismondi's Landhause, welchen wir sowie eine neben ihm wohnende interessante Familie besuchen wollten; allein wir hatten kaum einige Schritte gethan, als Giacomo sich erinnerte, daß einer von seinen exilir-

ten Landsleuten im Lesekabinet auf ihn warte. Daher ging ich allein nach dem Dorfe Chêmes und befand mich bald vor dem kleinen Hause des Barons von V., eines gebornen Piemontesers und ehemaligen Offiziers der Grenadiere der kaiserlichen Garde. Obgleich noch jung, hat er doch den Abschied genommen, um seine Fahne nicht zu wechseln. Seine Gattin aus einer adlichen Familie Preußens, heirathete ihn wider Willen der Ihrigen, zur Zeit des Aufenthalts der französischen Armeen in Deutschland, und schenkte ihm vier Kinder, von denen das älteste erst neun Jahr alt ist. Da die Kinder kamen und der Sold ausblieb, so mußte sich die Familie zu deren Erziehung große Entbehrungen auferlegen. Aber sind die Frauen, deren Muth bei Widerwärtigkeiten in dem Verhältniß zunimmt, als ihn die Männer verlieren, nicht immer bereit, in ihren mütterlichen Herzen unverhoffte Hülfsquellen zu finden? — Frau von V., die adliche Dame, in den Vorurtheilen ihres Standes erzogen und an Luxus gewöhnt, besann sich doch keinen Augenblick, den Genfern und Ausländern deutschen Unterricht zu ertheilen, um das Schicksal ihres Gatten und ihrer Kinder verbessern zu helfen.

Täglich, Winter wie Sommer, im Regen wie bei Sonnenschein, fuhr sie früh um 7 Uhr in einem ganz bescheidenen Stuhlwagen nach der Stadt, wo sie, ohne einen Augenblick zu ruhen, von einem Schüler zum andern ging und Abends ermüdet, aber zufrieden und froh zu ihrer Familie zurückkehrte, die sie mit zärtlichen Liebkosungen empfing. Wie oft sah ich sie nicht in ihrer armseligen Equipage, aller Unbill des Wetters ausgesetzt, vorüberfahren, und wie oft, indem ich so ihre Hingebung bewunderte, verbeugte ich mich nicht vor ihr tiefer und respectvoller, als ich es je gethan haben würde, wenn sie mir in dem glänzenden Staatswagen ihres Vaters begegnet wäre. Heute zum Sonntage war die ganze Familie beisammen, und die arme Mutter freute sich dieses Tags der Ruhe, um ihre geliebten Kinder, von denen sie die übrige Woche getrennt leben mußte, zu umarmen, zu liebkosen und zu unterrichten. — Wie sollte man nicht von ihr lernen, daß das Glück in dieser Welt viel mehr von einem unerschütterlichen Willen seine Pflichten zu erfüllen, der sich auf die Neigungen des Herzens und auf Gottvertrauen stützt, abhängt, als von äußern Umständen und Glück. — Ich befand mich so wohl bei dieser trefflichen Fami-

lie, daß es mir große Mühe kostete, sie zu verlassen, um zu Sismondi zu gehen, dessen Garten von dem ihrigen nur durch einen Zaun getrennt ist.

„Möge Euch die Vorsehung Eure Mutter erhalten!“ sagte ich zu den kleinen Kindern, als ich sie zum letzten Male umarmte. „Bittet Gott darum.“

„Ei ja!“ antwortete mir die älteste, mit der Unschuld und Schönheit eines Engels, und indem ich sie bei diesen Worten die Augen zum Himmel erheben sah, füllten sich die meinigen mit Thränen der Rührung.

Sismondi, der mich noch freundschaftlicher wie das erste Mal empfing, wollte mich seiner Frau vorstellen, einer Schwester des bekannten Macintosch, der mit Wilberforce zwanzig Jahr im englischen Parlament an der Aufhebung der Sklaverei arbeitete. Sehr gebildet und so gut und sanft wie ihr anmuthiges Gesicht, ist der große Schriftsteller, dessen Namen zu tragen sie in jeder Beziehung verdient, Gegenstand ihrer steten Sorgfalt. Leutseliger und von heitererm Humor, als es die Engländerinnen gewöhnlich sind, weiß sie durch ihre Liebenswürdigkeit jene hinreißende Harmonie um sich zu verbreiten, welche das Glück des häus-

lichen Lebens und den Reiz jeder vertraulichen Gesellschaft ausmacht.

Sei es, daß ihre Gegenwart Sismondi inspirirte, oder daß sie ihn geschickt auf Lieblingsgegenstände zu bringen wußte, genug er entwickelte im Gespräch einen solchen Reichthum von Kenntnissen, daß ich ihm still und voll Verwunderung darüber zuhörte, daß ein solcher Schatz von Wissenschaften in einem Kopfe mit solcher Klarheit bestehen konnte. „Ach!" dachte ich, als ich ihn wieder verlassen hatte, „wäre nur ununterbrochne Arbeit nöthig, um diese Ueberlegenheit der Intelligenz und des Wissens zu erreichen, wie gern würde ich nicht die schönsten Jahre meines Lebens opfern," — und ganz voll vom Vorsatze der Nacheifrung, ohne mir übrigens die Schwierigkeiten einer so großen Unternehmung, die jedoch immer möglich schien, zu verbergen, kehrte ich nach Genf zurück, wo mich Giacomo zu einer Spazierfahrt auf dem See erwartete.

Wir trafen einander bald unter den Bäumen von Saint-Antoine. Giacomo hatte noch einen Landsmann bei sich, jung wie er und von blassen, melancholischen Zügen. „Es ist Andrea, von dem wir gestern sprachen," sagte Giacomo zu mir, „der

auch wie ich eine geliebte Familie, deren einzige Stütze er war, verlassen hat. Mehr noch als ich ein Opfer der politischen Verwickelungen, würde er ohne Sismondi's Edelmuth vielleicht gar nicht mehr leben."

„Erzähle mir," rief ich, „diesen neuen Zug der Großherzigkeit des ausgezeichneten Mannes, bei dem ich eben jetzt so nutzbare Augenblicke verbrachte."

„Mein lieber Andrea hatte immer einen schwächlichen Körper," begann Giacomo wieder, auf seinen Freund zeigend, der uns um einige Schritte voraus ging; „obgleich aber leidend beim Ausbruche der Revolution, verließ er doch sofort sein Geschäft als Advocat, um sich den Vertheidigern der Freiheit anzuschließen. Leider that er mehr, als seine Kräfte erlaubten, und nach unsrer Niederlage konnte er sich nur mit Mühe bis zur Schweizer Grenze schleppen, wo er fast dem Tode nahe ankam. Seine geringen Mittel, die ihm geblieben, waren bald erschöpft. Unser Andrea, zu stolz um jemand seine Lage zu entdecken, begab sich nun nach dem Dorfe Carrouge, wo er mehre Wochen nur von Brot und Milch lebte. Niemand kannte seinen Zufluchtsort, der nur zufällig entdeckt wurde, indem einer von unsern

Flüchtlingen Andrea an den Ufern der Arve traf, und zwar so hinfällig, wie einen Menschen der nur noch wenige Stunden zu leben hat. Von der kläglichen Lage seines Freundes nicht durch ihn, aber von den armen Leuten, wo er wohnte, unterrichtet, war sein erster Gedanke und aufrichtigster Wunsch, dem abzuhelfen; allein wie, da Andrea zu stolz war, um etwas von seinen Unglücksgenossen anzunehmen? Er verzweifelte schon daran, seinen Zweck zu erreichen, als er auf den glücklichen Einfall kam, sich an die Vorsehung der Italiener, unsern Sismondi, zu wenden.

Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht; den andern Morgen begab sich Sismondi ganz früh nach Carrouge, klopfte an die Thür des armen Andrea, nannte sich, richtete Worte des Trostes an ihn, wie sie nur aus einer Seele wie die seine kommen konnten, und als des Unglücklichen Herz sich ihm gerührt erschloß, schüttete er alles Geld, was er in seinen Taschen hatte, auf dessen Bett, so sehr Andrea sich auch dagegen sträuben mochte.

„Nehmen Sie," sagte er, „ich bitte, und geben Sie mir in glücklichern Tagen das Dahrlehn wie-

der, womit ich Ihnen jetzt, zu meiner großen Freude, helfen kann."

„Andrea wollte noch Umstände machen und seinem Wohlthäter danken; allein Sismondi war schon fort. — Was sagen Sie dazu?" rief Giacamo. „Klopft einem nicht freudig das Herz, wenn man dergleichen hört?"

„Und vertraut man nicht wieder Gott und der Zukunft?" fügte sein melancholischer Freund hinzu, welcher jetzt neben uns ging.

Nach einem frugalen Mittagsessen, bei dem wir uns nur von den seltnen Eigenschaften des Gegenstandes unsrer Bewundrung unterhielten, bestiegen wir eine leichte Barke. Die Luft wahr ruhig und warm; kein Windstoß, keine Welle, nicht eine Furche störte die Oberfläche des klaren Sees, welche, wie ein himmlischer Spiegel, die häuserbesäeten Hügel und vorüberziehenden Wolken wiedergab; nur mitunter belebte eine Gondel oder ein Boot die Scene und kräuselte die glänzende Oberfläche des Gewässers, während Gruppen von weißgekleideten Mädchen am fernen Uferrande wie eine wandernde Blumenguirlande sich ausnahmen.

Dies liebliche Bild, welches mich in Entzücken

versetzte, erregte bei meinen jungen Freunden aber nur Schmerz. Traurig betrachteten sie die zarten Schönheiten der Natur, und Giacomo hob endlich zu meinem Freunde an: „wo ist bei Allem dem unser Lago Maggiore?"

„Und der Lago di Como?" seufzte Andrea, der anfing beziehungsweise Stellen aus italienischen Dichtern zu recitiren, auf die Giacomo ihm ebenso antwortete, während ich mit steigendem Vergnügen und Antheil ihrer harmonischen Sprache zuhörte, die dem Ohre so schmeichelt, daß man beinahe gezwungen ist, zuzugeben, es scheine für Gesang nur das Idiom eines Metastasio und Monti geschaffen. Von einer Erinnerung zur andern gezogen, begannen meine armen Italiener endlich Stellen aus Tasso nach Art der venetianischen Gondeliere zu singen und auf diese Art den Schmerz der Verbannung vom vaterländischen Boden zu erleichtern, gleich den gefangenen Athieniensern in Sicilien, welche ihren Kummer durch Pindar's und Euripides Verse zu mildern suchten.

Schon war es darüber dunkel geworden und noch waren die Sänger nicht verstummt. Langsam . . die abendliche Kühle auf dem Wasser genießend,

kehrten wir bei den Weisen einiger reizender Barcarolen, zu denen die Ruder den Takt angaben, wieder auf dem schwankenden Wasserwege zurück.

So endigte dieser Sonntag, verehrter Lehrer, von dem ich Ihnen eben eine lange und treue Schilderung gegeben. Leben Sie wohl, und möchten Sie einst von Ihrem Schüler sagen können, daß die Beispiele von Tugenden, die er Ihnen mit solcher Ueberzeugung erzählte, nicht für ihn verloren waren.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Napoleons Tod. — Die Belagerung von Toulon. — Die Galeerensklaven opfern ihre Befreiung der Republik. — Anfang der griechischen Revolution. — Delaplanche.

Den 8. Juli.

Seit zwei Uhr beschäftigte ich mich mit einer algebraischen Aufgabe, die ich vergebens zu lösen suchte, als der General Chastel plötzlich zu mir eintrat.

„Er ist todt," sagte er in einem starken, düstern Tone zu mir, sich grade vor mich stellend.

„Wer?"

„Napoleon."

„Napoleon!" wiederholte ich, aufstehend und so von dieser Nachricht ergriffen, als ob auf seinem Haupte noch das Schicksal der Reiche beruhe.

„Die Elenden haben ihn gemordet," sagte der General mit Thränen in den Augen.

„Gemordet!" rief ich.

„Ja," erwiederte er heftig, „gemordet! — Haben Sie ihn nicht zu Tode gequält? — Pfui über die Engländer, die den größten Mann, den je die Erde trug, auf einem öden Felsen durch ausgesuchte Martern zu Grunde richteten. — Ach! was mußte er leiden! — Wissen Sie, was Gefangenschaft ist, junger Mann? — Ich habe geseufzt! Das Gefängniß ist eine langsame, tägliche, stündliche, minutenweise Tortur, ein Verschmachten vor Langeweile, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, ein Begräbniß bei lebendigem Leibe, endlich der Tod, aber ein Tod, den man fühlen und mit Händen greifen kann. — Das ist die Gefangenschaft für gewöhnliche Menschen, und was mußte sie nicht erst für den

sein, welcher beliebig ganzen Völkern die Freiheit gab, oder sie unterwürfig machte?"

Nach diesen Worten, welche der General in seiner ganzen Entrüstung sprach, wollte er gehen.

„Wohin?" fragte ich ihn.

„Ich weiß es selbst nicht, aber ich brauche Bewegung, um nicht zu ersticken."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Warum nicht?"

Wir gingen nach La Treille, wo wir einige Offiziere auf Halbsold trafen, alle mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes im Gesicht; sie drückten sich schweigend die Hände, um einander die Trauerbotschaft zu bestätigen, und gingen dann schweigend auf und ab.

Wäre Napoleon inmitten seines Ruhms auf dem Schlachtfelde geblieben, so hätte er nicht mehr bedauert werden können. Jeder von diesen alten Soldaten, bei denen der Tod ihres Kaisers alle glorreichen Erinnerungen der unter ihm gethanen Feldzüge wieder auffrischte, rief sich den Ort wieder in's Gedächtniß, wo er ihn am längsten gesehn und das Glück gehabt hatte, von ihm bemerkt zu werden. Es war dies eine Trauer, die in ihrer männ-

lichen Einfachheit rührte und zu Herzen ging, weil sie von dem Helden, von seinem Einfluß, seinem Genie und der Liebe seiner Soldaten für ihn mehr Zeugniß gab, als es die beredtesten Lobreden hätten thun können.

Lange gingen wir so auf und ab, einen nach dem andern von jenen unsterblichen Feldzügen besprechend, bis wir ermüdet den Weg nach Hause nahmen.

Den 12. Juli.

„Dieser Napoleon, dessen Verlust Sie so beklagen,“ sagte Buonarotti des andern Tags zu mir, „war gleichwohl der erbittertste Feind der öffentlichen Freiheiten. — Warum starb er nicht nach der Belagerung von Toulon!“

„Und was wäre dann aus Frankreich geworden?“

„Es wäre frei geblieben. — War er nicht anfangs das ergebenste Werkzeug des Directoriums? Bethörte er nicht die öffentliche Stimmung durch seine Siege und setzte an die Stelle der heiligen Freiheitsliebe im Herzen der Franzosen eine eitle Ruhmsucht? Von diesem Nationalgefühl sah ich einen Beweis bei der Belagerung von Toulon.

Die fliehenden Engländer hatten nämlich das Arsenal in Brand gesteckt, und die Galeerensclaven, drei bis viertausend an der Zahl, zerbrachen ihre Fesseln, um die angezündeten Gebäude und Schiffe zu retten. — Sie waren Herren des Hafens und frei, wer konnte sie aufhalten? — Und doch mußte dies geschehn. Ich selbst erhielt diesen schwierigen Auftrag, begab mich furchtlos unter sie, und als sie alle um mich versammelt waren, sagte ich ihnen im Namen der Republik, sie wären noch französische Bürger, trotz ihrer Fesseln, weil sie ihren Patriotismus durch die lebensgefährliche Rettung des Arsenals und der Schiffe bewährt hätten. Daher könne ich auch nicht zweifeln, daß sie die Gesetze der Republik durch eine um so verdienstlichere Unterwerfung, weil sie ihnen die eigne Freiheit koste, anerkennen würden. Uebrigens werde der Convent dies Opfer zu würdigen und zu belohnen wissen. — Und jene Elenden," fügte Buonarotti hinzu, dessen Gesicht einen Widerschein des Enthusiasmus zeigte, der ihn bei jenem Ereigniß erfüllt haben mußte, „die, mit Verbrechen bedeckt, für jedes edlere Gefühl erstorben sein mußten, drängten sich mit dem Rufe um mich: Es lebe die Republik, es

lebe der Convent! und zeigten dadurch in diesem bedenklichen Augenblicke, daß die verhärtesten Herzen damals für die Republik begeistert waren, welche Bonaparte verrätherisch vernichtete. Die Galeerensclaven folgten meiner Stimme und ließen sich alle von Neuem und ohne den geringsten Widerstand zu leisten, fesseln."

„Allein ohne die italienischen Siege," erwiederte ich mit Mäßigung, „würden die Fremden in Frankreich eingedrungen sein, und ohne seine Energie nach der Schlacht bei Marengo wäre mein Vaterland ewig in dem anarchischen Chaos, worin es seit Jahren seufzte, geblieben."

„Waren die republikanischen Armeen nicht auch vor ihm siegreich? Allerdings hat er glänzende Siege erfochten, sie verhalfen ihm aber zur Krone, und was ist seitdem aus der Freiheit geworden? Je mehr seiner Triumphe wurden, desto sclavischer beherrschte er die Nation, und wohin hat er Euch endlich von Krieg zu Krieg geführt? zum Verlust der Früchte Eurer glorreichen Revolution und zur Widerherstellung jener Bourbons, deren Sturz Frankreich Millionen Soldaten gekostet hatte. — Buonaparte, Buonaparte, ich kannte Dich wohl, als ich in Cor-

sika Dein Schlafkamerad war — Dein scheinbarer Republikanismus täuschte mich nie!" — und ohne meine Antwort abzuwarten, eilte Buonarotti davon, mir die Beurtheilung seiner Worte überlassend, deren Uebertreibung mich jedoch nicht hinderte, ihren wahren Gehalt zu würdigen.

Den 20. Juli.

Griechenland, seine seit vierhundert Jahren zu so grausamer Sclaverei verurtheilte Nation, hat die Fahne der Freiheit aufgepflanzt. Gott beschütze seine Sache!

Italien hat unterlegen, aber Griechenland wird triumphiren; denn ich sehe in dem Elend seiner Bewohner, in ihrem Leiden und ihrer Erbitterung Elemente des Erfolgs, die in der Halbinsel nicht vorhanden waren, wo das physische Wohlbefinden des Volks noch für lange jeden Freiheitsversuch hindern wird. Bei Griechenland handelt es sich um die Existenz, bei den Italienern aber nur um die Nationalität, und was kümmert sich eine wohlhabende, seit lange an's fremde Joch gewöhnte Bevölkerung um diese? Wird das Eigenthum geachtet und ist

das materielle Leben gut, so ist's der Menge einerlei, wer regiert.

Ein Brief an Professor G.

Den 30. Juli.

„Wenn Sie sich einen Namen in der Welt machen wollen, so besuchen Sie geistreiche und rechtschaffne Männer," wiederholten Sie mir fortwährend, verehrter Lehrer, zu einer Zeit, wo ich das Leben für eine Kette von Vergnügungen und Thorheiten hielt. Sie seufzten über meine Verblendung, und zweifelten, daß ich je den gefährlichen Pfad, auf den ich leider gerathen, verlassen würde. Endlich bin ich aber zur bessern Einsicht gekommen, und um Ihnen mehr und mehr zu beweisen, daß ich Ihren heilsamen Rath zu benutzen weiß, will ich Ihnen von einem guten und tugendhaften Manne erzählen, den mehr zu kennen ich mir täglich Glück wünsche. Das geringste Verdienst dieses ausgezeichneten Literators, des Herrn Delaplanche, ist, die Declamation auf eine ausgezeichnete Art zu lehren.

Sie kennen meinen Geschmack oder vielmehr meine Leidenschaft für die Kunst, welche uns die

Meisterstücke unsrer Sprache richtig lesen und mit Gefühl recitiren lehrt, und werden es also ganz natürlich finden, daß ich mich beeilte, mit dem ehrenwerthen Professor, der allein in Genf hierin nützlichen Unterricht geben kann, in Verbindung zu treten.

Delaplanche war früher Prediger an der protestantischen Kirche, gab aber dies Amt in Folge seiner schwachen Gesundheit auf. Alter und Kränklichkeit haben jedoch weder seine politischen Ansichten, die liberal sind, noch seine poetischen Genüsse beschränkt, er liebt Wissenschaften und schöne Künste als das erhabenste Produkt der köstlichsten Gabe, die Gott dem Menschen verlieh — der Intelligenz. Leidenschaftlich für geniale Werke eingenommen, die Niemand besser wie er zu fühlen und zu begreifen weiß, kann ihn ein großer Gedanke, ein glücklicher Ausdruck bis zur Begeistrung entzücken und ihn mit Paskal zu dem Ausruf veranlassen: „Wie groß ist der Mensch in seinem Elend!"

Während ich mich nun in der Kunst vervollkommne, unsre französischen Verse mit Ausdruck

zu lesen, die so trocken und einförmig sind, wenn man ihnen nicht Betonung und Colorit zu geben weiß, lerne ich zugleich bei ihm den Werth geistiger Vergnügungen kennen, welche, wie er so treffend sagt, die Jugend überleben, und noch in dem Alter dauern, wo man gewöhnlich nur existirt, um zu langen Jahren noch einige Tage hinzuzufügen. „Arbeiten Sie," räth er mir mit ermuthigender Güte, „schmücken Sie Ihren Geist, bereichern Sie Ihr Gedächtniß, und studiren Sie fremde Sprachen, um ein guter Literator zu werden, das ist, glauben Sie mir, Ihr wahrer Beruf, wo Sie am meisten Glück und Zufriedenheit finden werden.

Voll Vertrauen auf seine Einsichten, höre ich ihn an, bewundre ihn, und kehre eifriger für meine Studien eingenommen und mit gesteigertem Wunsche, besser zu werden, nach Hause zurück, eine nie gekannte Freude im Herzen, die auf der Ueberzeugung beruht, daß ich eines Tags die Achtung der Rechtschaffnen wie der Gelehrten verdienen werde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche.

Lucye. — Die italienischen Flüchtlinge. — Coppet. — Der Garten und Mandarin des Tanzmeisters. — Frau von Staël und ihre Freunde. — Klagen der Madame Buonarotti.

Den 5. August.

Ach! Lucye, Lucye, Deine blauen Augen sind so glänzend und rein, wie Deine Züge harmonisch; Deine weiße Haut ist so fein, daß die geringste Berührung, ja ein Hauch ihrer durchsichtigen Zartheit zu schaden droht. Deine blonden Locken schmükken eine Stirn, rein und schön wie die einer Jungfrau von Raphael. Ja, Lucye, Du bist himmlisch schön und reizend mit Deinem schlanken Wuchs, Deinem edlen Gange und dem so zärtlichen, stolzen und zugleich verschämten Blick, bei dessen Bewundrung man fühlt, daß die Seele, deren Widerschein er ist, keusch und stark in ihren Entschlüssen sein muß. Ohne Dich zu kennen, Lucye, errieth ich Dich, ohne zu wissen, ob mir das Glück vorbehalten sei, Dir zu nahen und Dich zu sprechen und

zu hören, blieb ich stehen, um Dich vorübergehen zu sehen und jene Engelschönheit zu betrachten, welche himmlische Seligkeit um sich verbreitet.

Ich Aermster! was ist aus mir geworden? Wer sollte nicht aus dieser Sprache schließen, daß ich leidenschaftlich verliebt sei, wie mir auch Giacomo sagte, dem ich erzählte, daß ich gestern der Mutter meiner göttlichen Engländerin, derselben, die den geretteten Derworth mit sich nahm, vorgestellt worden. Wer würde nicht meinen, wie es Giacomo kopfschüttelnd that: „Freund, nimm Dich in Acht, man geht schnell und weit bei einer Frau, deren Gesicht noch weniger schön wie ihre Seele ist, zumal wenn sie einen Gatten hat, der, unbekümmert um diese Perle von Jugend und Anmuth, Monate und Jahrelang in der Welt herum streift."

Der Freund hat Recht, und ich nahm mir auch gestern vor, auf meiner Hut zu sein; allein wie sollte ich mich nicht freudig ergriffen fühlen, wenn ihre sanfte Stimme schmeichelnde Worte an mich richtet, wie dies gestern der Fall war, als sie mir Glück dazu wünschte, ihrem armen Guitarrenlehrer das Leben gerettet zu haben? — Doch ruhig, mein Herz, und sagen wir ganz einfach, daß Lucye

eine reizende Engländerin ist, deren Familie seit mehren Jahren auf dem Festlande lebt, daß sie französische Anmuth mit der reinen und edlen Schönheit der Frauen ihres Landes vereint und bescheiden, gebildet und liebenswürdig ist. Unschätzbare Eigenschaften, vielleicht von mir überschätzte; doch nein — — ist der erste Eindruck vorüber, wird sich mein Kopf schon wieder abkühlen.

Den 12. August.

Je häufiger ich mit den italienischen Flüchtlingen umgehe, desto mehr fühle ich mich von dem Wunsche belebt, ihrer Sache zu dienen. In ihr Unglück zu ergeben, bedauern sie nicht, Vermögen und Leben für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gewagt zu haben. Findet man bei ihnen weniger Enthusiasmus und schnellen Entschluß, wie bei den Franzosen, so sind sie dafür beharrlicher und freier von persönlichen Rücksichten. Daher habe ich die armen Italiener gern, tröste sie, wie ich kann, und theile ihre Wünsche, wie ich ihre Unternehmungen theilen würde, wenn es deren noch geben könnte. Auch hörte ich mit Theilnahme die Eröffnungen Buonarotti's in Bezug auf eine Gesellschaft, die

sich Italiens Unabhängigkeit zum Ziele ihrer Bestrebungen gesetzt hat.

„Lange beobachte ich Dich schon,“ sagte er zu mir, „und der Augenblick ist da, Dich unter die Zahl der Patrioten aufzunehmen, die im Stillen an der Befreiung der Völker vom Absolutismus arbeiten.“

Weit enfernt, den Ultrarepublikanismus Buonarotti's zu theilen, achte ich ihn doch zu sehr, um nicht von seinem Antrage geschmeichelt zu sein, und mit Ungeduld erwarte ich den Tag meiner Aufnahme in die fragliche Gesellschaft.

Den 18. August.

„Kommen Sie mit nach Coppet?“ rief gestern unter meinem Fenster Herr von P., ein alter französischer Royalist, der seit vierzehn Tagen in Genf ist; „wir fahren sogleich fort.“

Ein lautes Ja war meine Antwort und in einer Viertelstunde war ich bei der Gesellschaft. Ein Wurstwagen nahm uns ihrer viere auf, und zu meinem großen Schreck mußte ich die Leitung des elenden Pferdes übernehmen, das uns ziehen sollte. Der arme P. an ein solches Fuhrwerk, das be-

kanntlich nur aus einer Art von Polsterbank mit Lehne auf zwei Achsen besteht, nicht gewöhnt, ließ unterwegs seiner übeln Laune darüber freien Lauf, bis wir im Gasthofe von Coppet eintrafen.

Im Begriffe, nach dem Schlosse zu gehen und um Erlaubniß zu bitten, es besehen zu dürfen, erinnerte ich mich eben recht an den Tanzmeister Morand, dem ich einen Besuch versprochen hatte. In wenig Minuten waren wir bei ihm. Nichts konnte sonderbarer und origineller sein, als dies von oben bis unten mit fünf verschiedenen Farben bemalte Haus, wenn nicht etwa sein Besitzer selbst. Nirgends, selbst in Holland nicht, sah ich seltsamere Zierrathen; Gitterwerk, Mauern, Bäume und Gipsfiguren, alles bemalt, bunt angestrichen oder geschnitzelt, bildeten ein Ganzes, von dem nur die chinesischen Ofenschirme eine richtige Idee geben können. Ohne noch von einem Kiosk, der nach der Straße geht, zu sprechen, mit einem Mandarin auf seinem Balcon, der mittelst einer Vorrichtung jedesmal nickt, wenn ein Wagen vorüberfährt, und, zum großen Schreck der Pferde und Reisenden, seinen ungeheuren mit Schellen besetzten Hut schüttelt.

Im Geleite meines kleinen Tanzmeisters besahen wir jedes Glöckchen, jeden Baumstamm und Blumentopf seiner burlesken Wohnung, und wurden dann von ihm auf dem Schlosse von Coppet eingeführt. Nichts besondres Einladendes zeigt sich anfangs den Blicken; der Garten, halb französisch, halb englisch, hat etwas Trauriges. Zwar fehlt's nicht an schönen Bäumen und Gebüschen; allein knüpften sich nicht die Erinnerungen an Neckar und seine berühmte Tochter an diesen Aufenthalt, so würde er wenig besucht werden.

Herr von P. bekrittelte den Plan des Parks, der nach ihm nichts Malerisches und Grandiöses hatte, worauf Meister Morand bitter böser erwiederte, Frau von Staël sei eine Sonne, die, wie eine zweite Armide, ihren Gärten Glanz und Schönheit verleihe.

„So hätten," meinte P., „wenigstens ihre Erben — —"

„Was!" unterbrach ihn der kleine Mann, vor Zorn bebend, „man hätte die Schändlichkeit begehen sollen, etwas hier zu ändern? — Nein, mein Herr, die Kinder der Frau von Staël sind dessen unfähig, und hätten sie das Herz dazu, so müßte man ihnen

fluchen. — Sie kennen also die Weihe des Genies nicht?“ fügte der arme Morand hinzu, den seine Begeisterung für Frau von Staël, seine glorreiche Gönnerin, wie er sie zu nennen beliebte, beredt machte.

Herr von P. antwortete mit neuen Glossen, und der Tanzmeister betrachtete am Ende mitleidig den barbarischen Liebhaber mehr gebogener Alleen, größerer Rasenplätze und besser geordneter Gebüsche. Ich ließ sie streiten und entfernte mich, um ungestört an die denken zu können, welche diesen Aufenthalt so lange belebte. „Hier,“ sagte ich zu mir, „ging sie spazieren; auf dieser Bank entwarf sie vielleicht den Plan zu einem ihrer Meisterwerke oder entzückte durch ihre glänzenden Reden und geistreichen feinen Bemerkungen talentvolle Männer ihrer Umgebung, die aus ihrem ebenso mannichfaltigen als gründlichen Gespräch Ideen und Einfälle schöpften, welche nachher die Zierden ihrer Werke wurden. Wie sehr hätte ich jenen vertrauten Unterhaltungen beizuwohnen gewünscht, wo die Schlegel, Sismondi, Benjamin Constant und Montmorency, von der Gegenwart und den Worten ihrer edeln Freundin angespornt, um die Wette die Schätze ihrer Gelehrsamkeit und

Kritik zu Tage legten. Dank ihr, lebten sie alle in Frieden, und jeder gab das Beste, was er an Geist und Wissen besaß; allein welchen Takt erforderte es, um so verschiedenartige Elemente zu benutzen!

Nun erinnerte ich mich des bewegten Lebens der außerordentlichen Frau, ihrer feurigen Jugend, die sie inmitten der Anfänge der Revolution zubrachte, ihrer Freuden und Schmerzen als Mädchen, ihrer Triumphe als Schriftstellerin, ihres Schmerzes, fern von Paris und außer Frankreich leben zu müssen, ihrer Liebe und ihrer Verbindung mit Herrn von Rocca, der ihr so frühzeitiger Tod folgte, den ich anfangs bei dem Gedanken an das Schöne und Bewundernswerthe, was von diesem seltnen Genie noch zu erwarten war, bedauerte. Indeß tröstete ich mich, als ich auch daran dachte, wie vielen Schmerzen die noch vorbehalten sein konnte, welche die Jahre nie von den Leiden der Reizbarkeit und den sich immer wieder erneuernden Stacheln der Eigenliebe befreit haben würden. „Wer weiß übrigens," sagte ich zu mir, meine Blicke auf die Wohnung der Neckar richtend, „ob diese unvergleichliche Frau sich nicht auch, wie so viele andre Genies überlebt hätte? Wer weiß, wie sie das Verlöschen ihres Ruhms und das

Hinschmachten des Alters ertragen hätte? Murren wir also nicht über die Vorsehung, und lassen die in Frieden ruhen, welche mit einem leidenschaftlichen Herzen eine so kräftige Seele und mächtige Einbildungskraft verband, daß, wer sie liest, ihre Schwächen, die sie an die Erde fesselten, vergißt, um ihr die Tugenden und Fittige eines Engels zu leihen."

Den 25. August.

Die Hände in den Schooß gelegt, den Kopf auf die Brust geneigt und die Augen niedergeschlagen, traf ich Madame Buonarotti regungslos auf ihrem Stuhle sitzen, ohne daß sie mich, wie gewöhnlich, mit einem freundlichen Lächeln empfing. Erst als ich vor ihr stand, sagte sie: „Guten Tag."

„Welcher schreckliche Verdruß belästigt Sie denn, gute Mutter?" fragte ich. „Ist Buonarotti krank?"

„Weniger wie je."

„Was ist Ihnen aber widerfahren, da Sie gewöhnlich so gesprächig und heiter sind?"

Lange suchte ich vergebens die Ursache ihrer Bekümmerniß zu erfahren; sie weinte, ohne zu antwor-

ten, bis sie endlich, gerührt von meiner Theilnahme, erwiederte: „Ach! manchmal wird einem das Leben doch zu drückend; seit fünfundzwanzig Jahren habe ich mit meinem Gatten nichts wie Widerwärtigkeiten erduldet. Unter dem Directorium und dann unter Napoleon eingekerkert, immer überwacht und verfolgt, hatten wir nie Ruhe und Hoffnung im Herzen. Heute hier morgen dort, ohne zu wissen wo den andern Tag Brot hernehmen, wer sollte an einem solchen Leben hängen, zumal da seine Wuth, sich in die Politik zu wischen, mit dem Alter zunimmt, statt sich zu mindern. — Ich arme Frau! — Seit die italienischen Flüchtlinge in Genf sind, hat er weder Ruhe noch Rast, vernachlässigt seine Stunden und entblößt sich von Allem. Denken Sie sich, diesen Morgen noch hat er sein ganzes Geld für sie ausgegeben — der Ertrag von zwei Monat Stundengeben ist fort. Ich Arme! Alles habe ich verschließen müssen, denn von seinen Hemden sogar gab er eins nach dem andern weg. Beklage ich mich, erwiedert er: „Wir begnügen uns mit trocknem Brot," — als wenn man in unsrem Alter nicht etwas Stärkung nöthig hätte; aber leider ist er unverbesserlich."

Trotz dem ließ sich merken, daß der Zorn der guten Frau bald von dem, welchen sie liebt und auf den sie stolz ist, besänftigt werden würde. Seine beständige und treue Gefährtin, verließ sie ihn nie im Unglück und wollte mit ihm Gefängniß, Verbannung und Armuth erdulden. Beklagt sie sich jetzt, so geschieht's, weil sie den Mann, dem sie alles opferte, durch's Alter geschwächt, seine Hülfsquellen verlieren und in Gefahr sieht, in seinen letzten Tagen Mangel zu leiden. Nicht für sich fürchtet sie, denn sie ist an Leiden gewöhnt, sondern für Buonarotti mit dem eisernen Charakter und dem großmüthigen Herzen, der nie seine Sache verläßt und nie an ihr verzweifelt, und dem Dante neben der hohen Gestalt von Farinata einen Platz angewiesen haben würde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Brief an meine Schwester.

Reise nach Aix. — Der Cavalier Palma. — Lamartine. — Die junge Kranke. — Herr von Loigne. — Chambery und sein Gefängniß. — Die arme Margrete.

Genf, den 10. September.

Einen Monat hatte ich wie ein Benedictiner gearbeitet, und mehr gethan als ich mir vorgenommen. Um mich nun zu erholen und meinen Eifer zu bebelohnen, nahm ich das Anerbieten an, einen französischen Offizier, der in Dienstgeschäften nach Chambery reiste, dahin zu begleiten. In der heitersten Stimmung bestiegen wir beide einen Stuhlwagen, so leicht und nett, daß er mich gänzlich mit dieser widerwärtigen Art von Equipagen aussöhnte. Als es in der Stadt fünf schlug, fuhren wir schon im schnellen Trabe nach der savoischen Grenze.

Das Wetter war heiter, aber nicht so lachend, wie unser jugendlicher Humor, der sich in Scherzen und Liedern Luft machte. Wirklich war unsre gute Laune unverwüstlich, und weder die langweilige Un-

tersuchung der piemontesischen Zöllner, noch, was schlimmer war, das Zerbrechen unsers Wagens, konnte sie stören. Wohl oder übel, mußten wir ihn dem Kutscher überlassen und zu Fuße unsre Reise fortsetzen. Wir wetteiferten mit einander im Scherzen über dies Mißgeschick, das uns nöthigte unsern Einzug in dem berühmten Aix ganz demüthig, mit dem Stock in der Hand und mit staubigen Stiefeln, zu machen. „So vergänglich ist irdischer Glanz!" sagten wir lachend. Das Echo der Berge wiederholte seit einigen Augenblicken die lauten Ausbrüche unsrer Heiterkeit, als der Anblick eines von Gensdarmen escortirten Wagens unsre ganze Aufmerksamkeit rege machte und plötzlich diese wohlthätige Lustigkeit verscheuchte. Was war dies für ein Wagen? — Wohin ging er und wer war darin? Diese Fragen richteten wir an uns, bis wir zwischen zwei Gensdarmen einen noch jungen Mann mit einem Schnurrbarte erblickten, dessen blasses äußerst trauriges Gesicht unsre traurigen Vermuthungen nur zu sehr bestätigte.

„Wieder ein Opfer der politischen Reaction!" rief ich, dem unglücklichen Gefangnen nachsehend. „Gott weiß, woher er kommt und wohin sie ihn führen; allein seine Züge tragen so sehr den Stempel

des Leidens und düstrer Resignation, daß sein Unglück noch größer, wie das der übrigen Proscribirten sein mußte.“

Erst bei meiner Rückkehr nach Genf erfuhr ich seinen Namen und welcher Gefahr er entgangen war. Der Capitain Palma befand sich beim Ausbruche der Revolution in Turin als Capitain der Infanterie zu Alexandrien. Sein persönlicher Charakter, seine Tapferkeit, seine Talente und seine Familie hatten ihm bei seinen Waffengefährten einen Einfluß verschafft, den er für die constitutionelle Sache zu benutzen wußte. Als Mann von Kopf und aufopfernder Hingebung bewies er durch kräftige Handlungen und geschickte Anordnungen, was gegen die Oestreicher hätte geschehen können, wenn man einstimmig gewesen wäre. Aber Zwietracht und Entmuthigung verbreiteten sich unter den Anhängern der Revolution, und der wackre Palma mußte, trotz seiner Anstrengungen, nach dem Sturz der constitutionellen Regierung wie die Uebrigen eine Zuflucht im Auslande suchen.

Als einer der letzten sich vom Schauplatze entfernend, fand er nur ein schlechtes Fahrzeug um sich einzuschiffen, das einige Tage später an die Küste geworfen wurde, von wo er nach der Herrschaft

Monaco kam. Hier gefangen genommen, wurde er der piemontesischen Regierung unter der ausdrücklichen Bedingung ausgeliefert, daß er, nachdem man ihm seinen Prozeß gemacht, wohlbehalten an der schweizer Grenze zurückgegeben werden solle. Indeß war diese Garantie wenig ermuthigend für den armen Geächteten, und Du kannst Dir leicht denken, liebe Schwester, was er und hauptsächlich seine Gattin, Mutter mehrer Kinder, während eines langen und geheimnißvollen Prozesses leiden mußten, dessen Resultat ein Todesurtheil war. Der Chevalier, im Wagen fortgebracht, als wenn er zum Tode geführt würde, erfuhr erst nach mehren Stunden qualvoller Erwartung, daß sein Ziel die Grenze sei. Ohne Zweifel war er im hohen Grade überrascht; allein er hatte dem Leben entsagt, und die Freude, der Hinrichtung zu entgehen, konnte nicht den Schmerz aus seiner Seele verscheuchen, von seinen Lieben getrennt, im Auslande schmachten zu müssen.

Dies traurige Zusammentreffen, um davon wieder auf unsre Reise zurückzukommen, gab unsrem Gespräch eine ernstere Richtung, die besser zu dem düstern und doch großen Charakter der uns umgebenden Landschaft paßte. Man hätte meinen sollen,

dieser Zufall sei uns bloß deshalb begegnet, um uns besser auf den Besuch des Ortes vorzubereiten, der durch den kläglichen Tod der jungen und schönen Frau von Broc eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Du weißt, durch welches Mißgeschick diese zärtliche Freundin der Königin Hortense das Leben verlor; daher sage ich Dir nichts von dem Abgrunde, in den die Unglückliche vor den Augen ihrer königlichen Gefährtin stürzte, und von den unnützen Anstrengungen sie zu retten. Ebenso schweige ich von einem häßlichen Frescogemälde, was die schreckliche Scene an der Mauer einer benachbarten Hütte darstellt und, trotz der plumpen Zeichnung, doch vor Entsetzen und Mitleid schaudern macht. Worte bleiben immer leer und kalt, um den schmerzlichen Eindruck, von der Erinnerung an eine solche Katastrophe veranlaßt, wiederzugeben. Ich sage Dir also nur, daß ich noch bei meiner Ankunft in Aix an das klägliche Ende dieser reizenden Frau dachte, die, sagt man, alle Vollkommenheiten in sich vereinte, und deren Grab man bekanntlich im Park von Saint-Leu sieht.

In dieser Stadt, wo die Kurgäste aus allen Ländern herbeiströmen, eine Wohnung zu finden, ist

nichts Leichtes. Nach vielen nutzlosen Nachfragen erinnerte sich zum Glück mein Reisegefährte, daß es noch Zeit sei, uns bei einer Dame seiner Bekanntschaft vorzustellen, mit deren Hülfe wir ohne Zweifel aus unsrer Verlegenheit kommen würden. In der That war dies der Fall, und wir erfuhren zugleich die Namen der ausgezeichnetern Fremden in Aix. Die Liste war lang; es waren Prinzen, Herzöge, Marschälle und Pairs von Frankreich, ohne eine Menge Standespersonen aus Piemont und England zu rechnen.

Unter allen diesen Namen und Titeln erregte aber blos ein einziger meine Aufmerksamkeit, nämlich der von Alphons de Lamartine, dem jungen Dichter, den seine „Meditations“ so berühmt machten, und der endlich Frankreich eine neue Poesie verspricht, wo Kraft des Gedankens und einfach ansprechende Diction Hand in Hand gehen.

„Könnte man ihn sehen, ihm vorgestellt werden?“ fragte ich sofort. „Welche Gesellschaft und Spaziergänge besucht er?“

„Ich weiß weiter nichts,“ erwiederte die gute Frau, „als daß er sehr zurückgezogen auf einem

Landhause bei der Stadt lebt und öfters ganz früh am See von Bourget spazieren geht."

„Mit Tages Anbruch will ich dort sein!" rief ich, „und die „Meditations" mit mir nehmen und — —"

„Erblicken Sie einen jungen Mann von hohem Wuchs, breiter Stirn und melancholischem Blick, so betrachten Sie ihn genau, denn das ist Lamartine," sagte eine junge hübsche Frau zu mir, die eben in den Salon getreten war.

Am andern Morgen, ganz früh, befand ich mich am See von Bourget. Die angenehme Kühle des Morgens, das lustige Zwitschern der Vögel, sich in das ferne Rauschen der Wasserfälle mischend, die Nebel welche noch über den Thälern schwebten, während die Gipfel der Berge schon im Sonnenschein verglänzten, kurz das ganze Schauspiel eines schönen und sanften Erwachens der Natur hatte mich so sehr für den Reiz religiöser Poesie empfänglich gemacht, daß mit unsaglichem Vergnügen, am Ufer des Sees sitzend, die harmonischen Verse der Meditations las. Von einigen Strophen mehr noch wie von den übrigen entzückt, hielt ich inne, um ihre melodischen Schönheiten besser zu empfinden, und meine Augen suchten an den Ufern den, der eine neue Sprache

gefunden zu haben scheint, um zu den zärtlichen und melancholischen Herzen von Glauben und Liebe zu sprechen.

O! meine Schwester, welche köstliche Stunden waren es, in denen ich so dem jungen Dichter in seinen keuschen Inspirationen folgte, und wie gern hätte ich ihm die bisher unbekannten Gefühle, welche er in meinem Innern erzeugt, zu erkennen gegeben. Dies Glück wurde mir aber leider nicht zu Theil, und ich mußte zurückkehren, ohne ihm den gerechten Tribut meiner Dankbarkeit und Bewunderung gezollt zu haben.

Das Leben in den Bädern ist zu bekannt, als daß ich von den hiesigen Zuständen sprechen sollte, und ich würde mich also darauf beschränken, Dir zu schreiben, daß ich des andern Tags nach Chambery abgereist sei, nachdem ich die Umgebungen der Stadt, welche zu den malerischesten gehören, besucht hatte, wenn ich nicht auf meinen Ausflügen eine Familie getroffen hätte, die ich kürzlich zu Paris in glänzenden Verhältnissen sah, und die jetzt — — doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Um den Ausdünstungen der Schwefelbäder zu entgehen und die balsamische Bergluft zu athmen,

verließ ich die Stadt und ging auf's Gradewohl von Hügel zu Hügel, von Wiese zu Wiese, bis ich dicht an einem hübschen Flüßchen, unter dem Schatten einer Esche, einen Mann, eine Frau und ein Kind um eine vierte Person gruppirt erblickte, die auf einer jener Tragbahren zum Transport der Kranken nach den Bädern, etwas aufgerichtet lag. Es war eine von jenen rührenden Familienscenen, deren schmerzhafte Befangenheit man auf den ersten Blick errathen kann.

Um sie nicht zu stören, wollte ich schon zurückkehren; aber eine unwiderstehliche Sympathie trieb mich vorwärts. Der Instinct des Herzens hatte mich nicht getäuscht; ich erkannte nach wenig Schritten Gustav P., der sofort schnell auf mich zukam. Die Eile, mit der auch ich ihm entgegen ging, hatte mich jedoch nicht gehindert, seine bleiche Gesichtsfarbe und das Hinfällige seiner ganzen Person zu bemerken.

„Sie hier und in diesem Zustande?" begann ich, ihm die Hand drückend. „Ich verließ Sie doch voller Gesundheit?"

„Und Glück," erwiederte er, gen Himmel blickend. „Leider! hat sich das alles geändert."

„Hoffentlich sind Sie nicht bedeutend krank?"

„Nicht ich leide, aber dieser Engel" — und er zeigte auf seine junge Frau, deren Haupt schlaff am Busen ihrer Mutter ruhte. „Sie haben sie," fügte er hinzu, „in voller Lebenskraft gekannt, und hätten Sie gedacht — — "

Seine Aufregung wurde bei diesen Worten so groß, daß er sich auf meinen Arm stützen mußte.

„Aber," begann er wieder, seine ganze Kraft zusammennehmend, „Eugenie betrachtet uns, und lieber will ich meine Seligkeit verlieren, als ihr einen neuen Schmerz verursachen."

„Sie ist also sehr schwach?"

„So schwach, daß wir sie vielleicht heute zum letzten Male an diesen Ort bringen konnten, den sie wegen der milden reinen Luft gern hat."

Während dem hatten wir uns der armen Kranken genähert.

„Meine Gegenwart könnte sie beunruhigen," sagte ich zu Gustav; „ich will mich lieber entfernen und heute Abend nach ihr erkundigen."

„Nein, nein, ich bitte, bleiben Sie; kennen Sie nicht meine Eugenie hinlänglich, um zu wissen, daß Ihr Anblick ihr nur erfreulich sein kann?"

Seinem Wunsche nachgebend, war ich bald bei

der unglücklichen Frau, die ich vor etwa drei Jahren in der ganzen Blüthe von Jugend und Schönheit gesehn hatte, und die mir jetzt kaum die Hand reichen konnte, indem sie mit matter Stimme sagte:

„Wie freuen wir uns, Sie zu sehen,“ — sie wollte fortfahren; allein die zärtliche Mutter, deren besorgter Blick sie nie verließ, erinnerte sie daran, daß der Arzt ihr ausdrücklich verboten hatte, in der Zeit zwischen den Bädern ein Wort zu sprechen. Die arme Eugenie verstummte also und Mutter, Gatten und Kind mit unsaglicher Zärtlichkeit betrachtend, lächelte sie ihnen zu.

Ach! liebe Schwester, welche Resignation, welcher Glaube und welche Liebe lagen in diesem himmlischen Lächeln, das auf diesem schon fast erstorbenen Gesicht die Heiterkeit verbreitete, welche nur fromme und geprüfte Seelen in ihren letzten Augenblicken zeigen.

Wie himmlisch aber auch der Ausdruck dieses Gesichts war, so sah ich doch bald mit beklommenem Herzen weg, denn der Tod lag darin — der Tod, welcher einer trostlosen Familie alle Hoffnung auf Glück nehmen sollte. — Der Eindruck, den dies

auf mich machte, wurde so peinigend, daß ich mich schnell entfernte, um meine Thränen zu verbergen.

„Heute Abend also," — sagte ich zu Gustav, nachdem ich der armen Kranken und ihrer noch mehr zu beklagenden Mutter die Hand geküßt.

Noch keine zweihundert Schritte hatte ich zurückgelegt, als mir die Träger begegneten, welche die unglückliche junge Frau abholen wollten. „In wenig Tagen," dachte ich, bei ihnen vorbeigehend, „wird sie vielleicht nach ihrer letzten Wohnung gebracht," — und Wehmuth übermannte mich.

Als es dunkel geworden, begab ich mich nach Gustav's Wohnung, wo alles traurig und schweigend war; im ersten Zimmer fand ich Eugeniens Mutter mit ihrem kleinen Enkel auf dem Schooße, der sein Abendgebet hersagte.

„Gott, erhalte meine gute Mama," sagte das Kind; „guter Gott, erbarme Dich unsrer," — und die gute Großmutter betete auch, sich die Thränen abtrocknend.

Ich blieb an der Thüre stehen, um diese rührende Scene nicht zu unterbrechen; als sie beendigt, und das Kind zu Bette war, winkte mir die gute Frau, mich zu ihr zu setzen.

„Meine Tochter ist noch schwächer, wie diesen Morgen,“ sagte sie leise. „Ihr Gatte ist bei ihr; das arme Kind sucht ihn zu trösten, und doch hat sie seit zwei Jahren so gelitten! Aber um ihren Gustav zu Gott zurückzuführen, würde Eugenie gern den letzten Hauch einer Existenz hingeben, die sie edelmüthig aufopferte, um ihm Ehre und Leben zu retten.“

Diese Worte, mit der ganzen schmerzhaften Aufregung einer Mutter gesprochen, würden mir ein Räthsel geblieben sein, wenn Gustav's Mißgeschick und dessen Folgen mir nicht in's Gedächniß gekommen wären.

„Wüßten Sie,“ begann sie wieder, sich bemühend ihre Seufzer zu ersticken, „welchen Muth meine Eugenie bei dem Unglück meines Schwiegersohnes zeigte, so würden Sie mit mir sagen, daß nur ein Engel solche Tugenden besitzen könne. — Was für schreckliche Prüfungen hatte meine arme Tochter nicht zu bestehn? Jede andre würde ihre Klagen und ihr Murren nicht haben unterdrücken können; allein dies sanfte Geschöpf, voll Vertrauen auf Gott, dankt ihm für jeden Tag, den er ihr noch

schenkt, weil sie hofft, daß Gustavs Heil der Lohn ihrer Leiden sein wird."

„Da der Glaube wieder in seinem Herzen ist," sagte sie gestern zu mir, „fürchte ich den Tod nicht mehr, denn er wird seinem Kinde und Dir, gute Mutter, leben."

Ohne Zweifel von der verhängnißvollen Idee erschüttert, welche diese rührenden Worte ihr wieder vor die Seele geführt, schwieg die unglückliche Frau plötzlich, Thränen entstürzten ihren Augen und sie kniete nieder um zu beten, als eine Kammerfrau schnell die Thür öffnete und ihr sagte, ihre Tochter verlange nach ihr.

„Großer Gott!" rief sie, „befände sie sich noch schlechter?" und entfernte sich schnell, ohne die Antwort abzuwarten, mich allein in ihrem Zimmer lassend, wo ich einige Zeit blieb, bis ein Bedienter mir meldete, daß die Krise, welche Madame befallen, zu stark sei, als daß ihr Gatte und ihre Mutter sie einen Augenblick verlassen könnten. Traurig entfernte ich mich und dies um so mehr, da ich den andern Tag bei guter Zeit nach Chambery abreisen mußte, weil mein Gefährte genau zur bestimmten Zeit dort sein wollte.

Die ersten Strahlen der Morgensonne fanden uns daher schon unterwegs. Die Gegend, durch die wir kamen, würde uns nicht aufgehalten haben, hätten wir nicht die Wohnung des famösen Herrn von Boigne sehen wollen. Gewiß weißt Du, was man alles für Außerordentliches und Wunderbares an den Namen dieses Mannes knüpft, dessen unermeßliche in Indien erworbne Reichthümer allen Ständen Stoff zu unerschöpflichen Vermuthungen, Beschuldigungen und Verleumdungen geben, von denen die einen immer seltsamer und gehässiger sind wie die andern. Du wirst Dich auch erinnern, daß man sein kolossales Vermögen seinem Verrath gegen Tippo-Saib zuschrieb, den er, so zu sagen, den Engländern für baare Millionen verkauft und überliefert haben soll.

Fügst Du zu diesen Gerüchten noch die Erzählungen der hiesigen Landleute von Zauberei und Teufelsspuk, so wirst Du meine lebhafte Neugierde, die prachtvolle Wohnung des ehemaligen Anführers der Mahratten zu sehen, so wenig besonders finden wie meinen Verdruß, als ich erfuhr, daß man in seiner Abwesenheit keinen Fremden in das Schloß lasse.

„S'ist Schade darum," meinte ein Bauer, den

wir am Gitter trafen; „Sie würden da schöne Sachen gesehn haben.“

„Euer Herr von Boigne ist wohl sehr reich?“

„Reich? — Ach Gott! er könnte unsrem Könige Savoyen, Piemont und Sardinien dazu abkaufen. — S'ist ein stolzer Mann.“

Dann näherte er sich uns und fügte leise hinzu:

„Er soll seine Seele dem Satan verkauft haben, und der böse Geist bewacht sein Gold.“

„Wäre dem so,“ gab ich lächelnd zur Antwort, „so müßte man gestehn, daß Satan ein sehr gefälliger Teufel sei, weil die Schätze, welche er seinem Clienten liefert, zu Werken der christlichen Liebe angewendet werden.“

„Ja, das ist wahr, — aber sehen Sie, er hat gut Hospitäler bauen und Stiftungen machen; ich möchte nicht um seine Millionen seine Rechnung in der andern Welt auf mich nehmen.“

Die Sprache dieses Mannes, die ich übrigens mit Varianten in dem Munde der meisten seiner Genossen wiederfand, bewies uns die Richtigkeit dessen, was wir zu Aix gehört, daß nämlich der arme Boigne, trotz seiner Großmuth gegen sein Va-

terland, von einem Theile seiner Landsleute als ein besondres Wesen, eine geheime Macht betrachtet werde, deren Wohlthaten man empfängt, ohne sich dafür zur Dankbarkeit verbunden zu halten.

Was übrigens Leben und Handlungen des savoyardischen Nabobs betrifft, so muß man zu seiner und der Wahrheit Ehre gestehn, daß er weder Tippo-Saib verrieth, noch dessen Hauptstadt den Engländern überlieferte, weil er schon seit drei Jahren in Europa war, als Seringapatnam mit Sturm genommen wurde. Seine Reichthümer erwarb er, wie ich aus sichrer Quelle weiß, auf honnette Art im Dienste des Mahrattenfürsten Mahadagi-Scindia, dessen Armee er mit Tapferkeit befehligte.

Chambery bietet gewiß dem Auge des Reisenden nicht viel Anziehendes; hätte es aber auch alle Schönheiten einer Hauptstadt in seinen Mauern vereint, sowürde ich dennoch schnell wieder abgereist sein, um mich den zahllosen Plackereien einer kindisch argwöhnischen Polizei zu entziehen. An dem Tage, den ich nur in diesem einförmigen Lande zubringen wollte, ging ich ganz früh nach dem ehemaligen Passe der Leitern, der jetzt durch eine prachtvolle fünfhundert Fuß lange Gallerie ersetzt ist, die

Napoleon in den Felsen sprengen ließ. An dem einen Ende derselben, auf der Seite der Brücke Beauvoisin, übersieht man herrliche Thäler, deren plötzlicher Anblick von dieser Höhe dem überraschten Auge eine der größten und entzückendsten Landschaften zeigt, welche sich die Einbildungskraft nur schaffen kann. Ich schwöre Dir, daß es mir Mühe kostete, mich der Betrachtung der imposanten Schönheiten einer großen Natur zu entreißen und nach Chambery zurückzukehren, wo ich mich allein befand, indem mein Freund wenige Augenblicke nach seiner Ankunft wieder abreisen mußte. Die Sonne stand leider noch sehr hoch am Himmel, als ich an meinem Gasthofe ausstieg, und wie die langen Stunden bis zum Abend hinbringen? Zwei waren mehr als hinreichend gewesen, in der Stadt herumzukommen, die Kathedrale und Bibliothek zu besuchen, und in diesem Lande giebt's weder Journale noch Lesekabinette, noch Theater. Zum Glück traf ich einen hiesigen Einwohner, mit dem ich in Aix Bekanntschaft gemacht, und der mir als eine Art Zeitvertreib vorschlug, mir das Stadtgefängniß zeigen zu lassen, wohin ihn amtliche Verrichtungen riefen, was ich denn auch von ganzem Herzen annahm.

Ich will Dich nicht traurig machen, indem ich Dir das scheußliche Schauspiel schildere, das sich mir darstellte, als ich in einen langen, schmalen, auf allen vier Seiten mit sehr hohen Gebäuden und Mauern umgebenen Hof trat, eine wahre Mördergrube, wo elende Gefangne mit hohlen Wangen, bleichem Gesicht, stieren Augen und zerrißner Kleidung eine, so zu sagen, etwas frischere Luft als in ihren Kerkern athmen sollten.

Auch will ich die seltsamen Reden des Schließers nicht wiederholen, der mir, als ich das Geschick der unglücklichen Gefangnen beklagte, erwiederte:

„Was fehlt ihnen denn hier? — Sie haben zu essen, Kleidung und Obdach, und ist das nicht jedenfalls besser, als gehangen zu werden, wie es die meisten von ihnen lange wären, wenn die Prozesse bei uns so schnell wie in Frankreich gingen?"

„Wie!" fragte ich, „diese armen Teufel bringen Jahre lang im Gefängniß zu, ehe ihr Urtheil gefällt wird?"

„Ja wohl," erwiederte der Mann mit einem Lächeln, das mich schaudern machte.

Von den Kerkern der Staatsgefangenen sage ich Dir auch nichts, wie ich mich denn überhaupt beeilte,

das Gefängniß der Männer zu verlassen, um das für die Weiber in Augenschein zu nehmen.

Ihr Hof ist luftiger und größer, wie der der männlichen Gefangenen; bei Tage arbeiten mehre von ihnen gemeinschaftlich; allein des Nachts sind alle getrennt.

„Die haben nichts Bedeutendes begangen,“ meinte der Schließer, „nur kleine Diebstähle und dergleichen, eine ausgenommen, unsre arme Brandstifterin.“

„Ihre arme Brandstifterin?“ wiederholte ich, von diesem mitleidigen Beiwort überrascht.

„Ja, sie ist dort oben. Wollen Sie sie sehen?“

Ich nickte bejahend.

„He, Madelon!“ rief er einer Gefangenen zu, die wegen ihres guten Benehmens zur Aufseherin über die übrigen diente, „führe diesen Herrn zu Margreten.“

Wir stiegen nun eine Treppe hinauf, welche in die verschiedenen Stockwerke des Frauengefängnisses führte. Die sehr reinlich gehaltnen Cellen der Verhafteten gehen auf einen Corridor mit der Aussicht nach dem Hof, was die Aufsicht leicht macht. Als wir uns im zweiten Geschoß befanden und um die

Treppe bogen, zeigte mir Madelon eine halb offene Thür mit den Worten:

„Darin ist sie; wir wollen hineingehen.“

Ich hielt sie mit der einen Hand zurück, während ich mit der andern ein Zeichen gab, still zu sein.

„Wir wollen sie nicht in ihrem Gebet stören,“ sagte ich leise einen Augenblick nachher.

Sie lag auf den Knien, bei ihrem Bett, den Rücken nach der Thür gewendet, die Hände gefaltet, das Haupt erhoben und die Augen ohne Zweifel auf ein Bild der heiligen Jungfrau gerichtet, das an der Wand hing. Regungslos, wie von Marmor, lag sie da, und man hörte nur die Bewegung ihrer Lippen, welche murmelten: „Ave Maria, Mater Dei“ etc.

Die Celle war frisch geweißt und mit Blumen geziert, das Bett sauber und in bester Ordnung, und das Bild der heiligen Jungfrau mit Bouquets und Blumengewinden geziert, gaben diesem Gefängniß das Ansehn einer Votivkapelle.

Einige Minuten betrachtete ich schon die Verbrecherin, als Madelon, die es überdrüssig war, so Schildwache zu stehen, mir laut zurief:

„Da können Sie bis zum Abend warten; sie rührt sich nicht. Machen Sie die Thür ohne Umstände auf und treten ein" — und ohne meine Antwort abzuwarten, streckte sie den Arm aus, um sofort zu öffnen. Nun näherte ich mich der Gefangenen, die sich demungeachtet nicht rührte, so groß war ihre Andacht, und betrachtete dann etwas näher ihre heilige Jungfrau. Es war eins jener ausgemalten mit Legenden umgebenen Bilder, wie man sie öfters auf den Dörfern sieht; nur in den vier Ecken und über dem Jesuskinde waren kleine Stückchen Papier mit der Zahl 129 befestigt.

„Wer ist dies Weib," fragte ich Madelon, die neben mir stand, „und was bedeutet die 129?"

„Ich dachte wohl," gab sie zur Antwort, „daß Sie die Geschichte der armen Margrete zu wissen wünschten. Ihre Aeltern wohnten in einem Dorfe bei Annecy; sie hatte zwei Brüder, die, so jung sie waren, schon ihre alten Aeltern unterstützten; allein welcher rüstige Bursche war damals vor der Conscription sicher? Den ältesten Sohn traf das Loos, und er mußte fort, zum großen Kummer des Vaters. Die alte Mutter weinte, wie sich von selbst versteht, und Margrete, noch ganz jung, weinte mit

Dann versuchte sie die Mutter zu trösten, wie das arme Kind konnte.

„Er wird wiederkommen,“ sagte sie, „und unterdessen sorgen wir, ich und Hieronymus, für Euch.“ — Letzterer, ein Jahr jünger als Margrete, von sanftem Charakter und arbeitsam, erhielt allein die Familie, aber die Zeit der Conscription kam auch für ihn. Um das Unheil abzuwenden, kam Margrete auf den Gedanken, eine Wallfahrt zu einem Gnadenbilde weit in die Berge zu unternehmen. Barfuß und unter Gebeten legte sie den Weg zurück, und lag über Tag Nacht vor der Jungfrau auf den Knien, so daß man sie für todt hielt. Endlich stand sie ganz vergnügt auf, küßte der Madonna das Kleid und nahm ein Band zurück, das sie ihr bei ihrer Ankunft um den Hals gehängt hatte.

„Zu Hause tröstete sie ihre Aeltern mit den Worten: „er bleibt uns; die heilige Jungfrau wird uns beschützen.“ — Die Zeit der Recrutirung kam. „Nimm dies Band,“ sagte Margrete zu ihrem Bruder beim Abschiede, „es ist gesegnet, und trage es morgen beim Loosen, so wirst Du glücklich sein.“ — Hieronymus versprach es. Nun waren damals 129 Conscribirte in dem Canton.“

Bei diesen Worten betrachtete ich wohl zum zehnten Male die arme Margrete, die noch immer auf den Knien lag, und die 129, deren Bedeutung ich nun zu fassen begann.

„Hundert mußten Soldat werden," fuhr Madelon fort. „Hieronymus streckte die Hand in die Urne, nachdem er das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, und zog — 129. Außer sich vor Freuden eilte der arme Bursche nach Hause. Seine Schwester Margrete erwartete ihn auf einem Felsen, der die Landstraße beherrscht, und als er sie von weitem sah, ließ er, der Verabredung gemäß, das Band flattern. Auch Margrete bemerkte ihn und dies Zeichen des Glücks, und eilte in einem Lauf zu den Aeltern.

„Hieronymus bleibt uns!" rief sie.

„Hast Du ihn gesehn?"

„Er hat 129."

„Du hast ihn gesehn?"

„Die heilige Jungfrau hat ihn gerettet; wir wollen ihr danken."

Ich zeigte nun mit dem Finger Madelon die Bilder und die 129.

„Ja," sagte sie, „das bedeutet die 129, und

der Himmel mag ergründen, wie Margrete sofort wissen konnte, daß ihr Bruder diese Zahl gezogen habe. Die Freude der armen Familie war jedoch nur von kurzer Dauer, denn plötzlich wurden alle Conscribirte einberufen, keinen ausgenommen. Margrete wollte es anfangs nicht glauben, so sehr vertraute sie dem Schutze der heiligen Jungfrau; allein bald benahm ihr der Befehl des Mairs jeden Zweifel.

„Bruder," sagte sie zu Hieronymus, „ich will in die Kirche gehn und zur heiligen Jungfrau beten; vielleicht giebt sie mir einen guten Gedanken ein." — Nach einigen Stunden kam sie ganz getröstet zu ihrem Bruder.

„Du darfst nicht fort," sagte sie; „es hieße dies gegen Gott und die Madonna, unsre Beschützerin, sündigen."

„Wenn mich aber nun die Gensdarmen mit Gewalt fortführen?"

„Sie werden Dich nicht finden. Du versteckst Dich in den Bergen, an dem Orte, den wir allein kennen; ich bringe Dir zweimal wöchentlich Lebensmittel und die Madonna wird das Uebrige thun." — Hieronymus wollte anfangs nicht; allein er liebte seine Schwester zu sehr, um ihr diese Bitte abzu-

schlagen, und entfernte sich Abends, ohne seinen Aeltern Lebewohl zu sagen. Einen Monat ging das vortrefflich; aber die Gensdarmen, die etwas merkten, folgten eines Abends unbeachtet Margreten, als sie Lebensmittel in die Berge trug, und nahmen ihren Bruder gefangen.

„Gnade, Gnade!" rief das arme Mädchen auf den Knien. — Ja doch, Gnade, wenn sie nicht so viel für jeden Deserteur bekommen hätten. Der arme Hieronymus, mit Handschellen verwahrt, wurde nun abgeführt, und mochten sie so schnell gehen, wie sie wollten, Margarete war immer hinter ihnen.

„Muth, Hieronymus," rief sie ihm mehrmals zu, als sie ganz nahe war, und dieser sah sich um, und winkte. Unterdessen war es vollends Nacht geworden, und die Gensdarmen beschlossen, weil es in's Gefängniß zu weit war, sie in einer einsam gelegnen Schenke zuzubringen. Der Conscribirte sollte mit in ihrer Kammer schlafen, konnte also nicht entfliehen, und Margareten schickten sie fort.

„Erlaubt mir wenigstens," sagte sie, „meinen Bruder noch einmal zu umarmen."

„Wenn Du uns auch umarmst, Schätzchen," war die Antwort.

Sie that dies, und als sie Hieronymus umarmt hatte, meinten die Schergen, sie wären noch nicht zufrieden. Die arme Margarete stieß sie aber zurück und floh weinend davon. Wohin sie sich wandte und was nun in ihrem Kopfe vorging, hat Niemand erfahren können; allein gewiß ist, daß zwei Stunden später, als die Gensdarmen zu Bett gegangen waren, Feuer auskam, und zwar gleichzeitig in der Scheune und im Stalle. Alles im Hause rettete sich, wie es eben ging, und Hieronymus würde entwischt sein, hätten ihn die Gensdarmen nicht zu sicher bewacht. So lange das Feuer dauerte, bivouakirten sie mit ihrem Gefangnen, und ließen ihn nicht aus den Augen, der sich übrigens nicht träumen ließ, daß seine Schwester, wie man wenigstens sagte, das Feuer angelegt habe, um ihm Gelegenheit zur Flucht zu geben. Er erfuhr es aber nur zu bald, denn, als die Gensdarmen früh ihren Weg fortsetzten, fanden sie Margareten vor Kälte halb todt einige hundert Schritte von dem Wirthshause an der Straße sitzen.

„Ich wette,“ sagte einer von den Gensdarmen, „die Dirne hat uns rösten wollen.“ — Margarete hatte sie noch nicht gesehen; sobald sie aber ihren

Bruder zwischen seinen Hütern erblickte, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus, und als die Gensdarmen ihr drohend zuriefen: „Bist Du's, Mordbrennerin?" sah sie sie starr an und nickte ohne ein Wort zu sagen, oder eine Bewegung zu machen.

„Unmöglich!" rief Hieronymus, seine Fesseln zu sprengen suchend, als er sah, daß die Gensdarmen Margareten banden; „tödtet mich, aber laßt meine Schwester zufrieden." – „Vorwärts, Schatz!" riefen sie dieser zu; „Du sollst heute Abend eine Wohnung haben, wo Du vor dem Feuer sicher bist. Marsch! Ihr eidbrüchiges Mordbrennergesindel!" fügten sie hinzu, während der eine dem zögernden Hieronymus die Mündung des Karabiners auf die Brust setzte. — Unterwegs rief Margarete fortwährend die Madonna, Hieronymus und ihre Mutter; ein hitziges Fieber war schon in ihrem Körper.

Im Gefängniß blieb sie lange krank, weshalb ihr Urtheil zur Zeit der französischen Herrschaft nicht gefällt werden konnte. Sie erkannte Niemand, als ihre Mutter, und auch diese nur zuweilen; auch starb die gute Frau aus Kummer darüber. Margaretens Fieber wurde geheilt, aber ihr Kopf ist für immer zerrüttet. Anfangs hielt man's für Verstellung;

allein bald vom Gegentheil überzeugt, sperrte man sie in dies Gefängniß, was sie nicht wieder verlassen wird."

Madelon hatte noch nicht beendet, als Margarete sich mit den Worten erhob: „Die gute Jungfrau wird sich unser erbarmen."

„Ja," rief ich, „sie wird sich Deiner erbarmen, arme Unglückliche." — Margarete sah mich mit ihren großen schwarzen Augen voll Sanftmuth an, blickte dann lächelnd auf die Madonna und zeigte mir mit dem Finger die 129.

„129," sagte sie; „Hieronymus bleibt bei uns; danken wir der Madonna" — und sie kniete nieder und betete von Neuem. Bald stand sie wieder auf, setzte sich auf einen kleinen Stuhl an ihrem Bett und begann emsig zu nähen.

„Das ist für Dich, mein Bruder," sagte sie.

„Sie hält Sie für Hieronymus," flüsterte mir Madelon zu, „und nun ist's Zeit, zu gehen, weil sie bald einen ihrer Anfälle bekommen wird, wo sie sich geberdet, als wenn man sie schlüge und gegen die Gensdarmen schreit. Kommen Sie!"

„Du gehst?" sagte sie zu mir, als ich mich ent-

fernte. „Das macht, weil Du nicht Hieronymus bist,“ — und sie fuhr fort zu arbeiten.

„Ihr Bruder,“ meinte Madelon, „ist glücklich aus dem Kriege zurückgekehrt und besucht sie öfters; allein sie kennt ihn nicht mehr. Sein erstes Erscheinen machte Eindruck auf sie, und man glaubte, sie würde wieder zu Verstande kommen; jetzt aber ist's nichts mehr.“

Das war also, liebe Schwester, diese Brandstifterin, die Du, wie ich, beklagen und ihr zurufen würdest: „Arme Margarete!“

Einige Stunden nachher war ich auf der Straße nach Aix, durch welches ich bei Nacht fuhr, trotz meines Wunsches, bis früh dort zu bleiben, um Nachricht von Eugenien einzuziehen; aber mein unhöflicher Kutscher gab weder Bitten noch Gründen Gehör, und den andern Abend befand ich mich wieder in dem gastlichen Genf, sehr zufrieden, wie ich gestehn muß, der Plackereien der piemontesischen Polizei ledig zu sein, und wieder die freiere und reinere Luft von Calvin's Stadt zu athmen.

Ende des ersten Theils.

Druck von Philipp Reclam jun.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andryane, Alexandre

Die Geheimnisse des Spielbergs Denkwürdigkeiten eines österreichischen Staatsgefangenen

Bd.: 5. (1840). - 272 S.

Leipzig 1840

Biogr. 38 oc-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061390-2